

*Mit dem Kopf  
durch die Wand*

*2020*

BECOMEYOURSELF

## *Ein Apell von der Jugend an die Jugend*

Blitz und Donner, Flammenzacken, tausend Feuer auf die Erde! Fahrt in gleißendem Schein hernieder, bringt Erlösung dem fauligen Sumpf! Fahrt ins modernde Gestrüpp, wo kein Luftzug sich mehr hinwagt, brennt die Büsche nieder, das braune Gras, die vergilbten Blätter, das morsche Holz, führt ein letztes Mal zu flackernder Höhe, was sonst ewig stirbt. Brennt und vernichtet, aber schaut nicht müßig zu, wie Sieches gefangen in armseliger Schwäche weder zu leben noch zu sterben vermag! Schlagt fröhlich drein, lasst einmal noch leuchten und leben, was noch brennen kann. Welt! Du Armseligkeit, Du Schwäche, Du Falschheit, Du schlieriger Tümpel! Wer einen Fuß auf Deinen schlackigen Boden setzt, den ergreifst Du mit Deinen klebrigen Klauen und ziehst ihn hinab in das schale Totenlicht der Unterwelt. Keine Gnade kennst Du vor den Unschuldigen, den Kindern, die zeitlos spielend den Kopf erhoben voll Staunen und Begeisterung die Schönheit der Welt im Licht erblicken! Sonnenkinder, im Sprung zum Licht erhaben schwebend über dem drohenden Schlick, nur verachtend ihm Beachtung schenkend, sind sie, die Träumer! Doch tückisch, dem nagenden Zahn der Zeit vertrauend, wartest Du auf ihren Fall. Denn je länger der Sprung an-

dauert, desto schwerer fällt es den steil beginnenden Kurs zu halten. Und so senkt sich verzweifelt kämpfend um die Höhe des Wandrers Flug. Sobald aber Du glaubst ihn packen zu können, wirfst Du Deine Fangarme aus nach seinen Füßen und ziehst den verzweifelt Strampelnden zu Dir in den Morast. Gift und Galle! Und Leben nennst Du dies blinde Kriechen im dunklen Schlamm! Dem Regenwurm gleichst Du in Deinem Gang, doch lebend und edel erscheint das Tier im Vergleich zu Dir, der Du mit Deinen langen Gliedmaßen im Schlamm Dich suh-lend, nur als verächtlicher Schatten des Tieres Dich zeigst. Nachahmer Du, der Du glaubst ihm gerecht werden zu können!

Hoffnungslosigkeit aber ist der Sumpf dieser Zeit. Warten auf nichts, nur auf den Tod, der das armselige Erdenfristen und seine gähnend langen Stunden der Langeweile und des Nichtstuns beschließt. Arbeit? – nur, weil sonst nichts zu tun ist, und die Ablenkung, die die Stunden des Müßiggangs erträglich erscheinen lässt, finanziert sein muss. Ablenkung? – Unterhaltung, Zeitvertreib, Zeittotschlag, Verkürzung der freien Stunden durch leere Beschallung von außen ohne Sinn und Zweck. Leben? – geschenktes Erden-dasein, das es abzu-sitzen gilt. Was für ein kleines Denken? Das erschütterndste aber ist: Niemanden stört es! Keiner

rennt sich mit heißem Kopfe die Stirn blutig an der kalten, rauen Betonmauer, die den Menschen vom Hoffen und Sehnen trennt, keiner verspürt die tiefe Sucht, wenn nicht Freude, so jedenfalls Seelenschmerz als Selbstvergewissung des eigenen Empfindens zu verspüren. Sehnsucht! Ein gestorbenes Wort, nur mehr einen Eintrag im Wörterbuch wert. Verzweifelt schweift der Blick des Gequälten suchend über die an ihm vorbeiziehenden Menschenmassen. Ein Funkeln! Ein Leuchten! Tiefe! Ein Augenpaar, das nicht nur ein milchig – verschwommenes Spiegelbild der Außenwelt zeigt, an dem der suchende Blick abgleitet wie auf glattem Eis! Eines, nur eines, in dem Du Dich verlieren kannst! Eines, das Dich für den Augenblick bannt, das sich unergründbar in der Ferne verläuft, aus dem Sonne und Sterne und Berge und grüne Wälder und leuchtende Blumen lachen, das überströmt aus tiefem Erleben und Herzensfülle, aus Leid, das glänzt, wie die Sonne in kristallinen Schneeflocken und wie der Mond auf ruhendem See. Eines, nur eines, in dem der menschliche Funke noch glimmt! Eines! Nur eines, das noch zu brennen vermag!

Doch hektisch, geschäftig schwirren die Menschen vorbei und vergeblich schweifen die Augen umher. Allein und einsam stehst Du in der gedrängten Gasse. Wie könnt ihr

laufen? Wie könnt ihr hetzen? Wie könnt ihr gewichtigen Schrittes diese Straßen entlangehen? Wie könnt ihr essen? Wie könnt ihr trinken? Wie könnt ihr morgens aufstehen und den Tag be-ginnen? Wie könnt ihr atmen? Was treibt euch an? Sie wissen es nicht. Sie tun, was andere fordern, sie sind eingeflochten im Korb des Geschehens. Tausend Knoten binden sie an die anderen, bilden das Netz, das ihnen vorgaukelt, sie hätten Halt. Oh zerschneid dieses Netz, lass fallen, wer sich nur hat tragen lassen! Oh zerrei diese Welt, die stillsteht wie eine ölig – schimmernde Pfütze! Zerschlag dies ratternde Getriebe, das die Menschen Leben nennen! Trockne aus, den giftigen Pfuhl, der dem Menschen sein Zuhause dünkt! Stinkende Luft ent-steigt, der sich von Tag zu Tag verdickenden Brühe. Und Leben nennt er diese faulige Stille! Doch der größte Frevel! Der Pfuhl ist seine Brutstätte! Kinderaugen, wie könnt ihr strahlen! Wie könnt ihr lachen! Wie rein, voll Unschuld ist euer Wesen! Wie neugierig erforscht ihr spielend Garten und Haus, wie stolz unternimmt ihr Streifzüge zum anliegenden Bach, über die kleine, wacklige Brücke in den Wald, wie erlebt ihr offenen Auges die Welt in ihrer Pracht, ungetrübt vom hastigen Alltag der Eltern! Wie erfreut ihr euch dem Sang der Vögel, den farbenfrohen Blüten auf

der Sommerwiese, der flinken Feldmaus, den unbeholfenen kleinen Käferchen! Wie staunt ihr offenen Mundes, ein wenig verängstigt, über den kra-chenden Donner, den zackigen Blitz, den Wind und Sturm, der in peitschenden Böen den stürzenden Regen an die Fensterscheiben und auf das Dach trommeln lässt! Fragen stellt ihr, Antworten sucht ihr, Wissen ist euer liebstes Gut. Unbewusst wie das scheue Tier tappt ihr mutig in die Welt. Doch die Schlingen sind schon gelegt, die Ketten rasseln schon, die Mauern sind schon gebaut. Ihr seht sie in eurer Unschuld bloß noch nicht. Doch die Welt sorgt dafür, dass auch ihr einen Platz im Getriebe erhaltet. Auch ihr sollt strampeln und bevor ihr wisst wie euch geschieht, findet ihr euch im Netze wieder. Denn wie soll sich Forschergeist und seliges Spiel in natürlicher Reife entfalten, wenn die hässliche Welt von Beginn an ihren trüben Stempel auf die glänzenden Augen des Kindes drückt? Keine Mutter, keinen Vater, keine Großeltern, keine Blumen, keine Tierchen, keine Märchen – nur Beton, Glas, Straßen-laternen, lärmende Motoren, stinkende Abgase, „Menschen“, die unter den eigenen Verunstaltungen ihr menschliches Aussehen eingebüßt haben, und eine Flimmerkiste, die mit billiger Bespaßung das eigenständige Denken und Leben der Kleinen unter-

gräbt und jeder natürlichen Entwicklung, jedem freien Spiel der eigenen Vorstellungskräfte einen eisernen Riegel vorschiebt?

Frevel! Verrat! Falschheit! Kein Erbarmen kennst Du, dass Du Dich an den reinsten Geschöpfen vergreifst! Ist es Neid? Missgunst? Du weißt, dass sie unendlich über Dir stehen und Du kannst es nicht ertragen. Sie wachsen, doch Du stehst still! Sie forschen, sie spielen, sie leben, doch Du verwest an Deinem Platze. Wie der verweichlichte Haushund tagein tagaus vor dem warmen Kamin auf seinem flauschigen Fell schlummernd nur ab und zu zum Fressen sich erhebt, so verlebtest Du Deine Tage. Nur wissend um Deinen Tod und die Dir begrenzt gegebene Zeit! Schuldig des Unterlassens! Das Kind aber ist noch wie der wilde Wolf, der in kalten Nächten durch die Wälder zieht, sich unerbittlich seine Beute erjagt und in einsamen Stunden dem Vollmond sein Leid klagt – ein Sturmgeseh bei Wind und Wetter wie in klarer Sternennacht und am himmelsblauen Tag; ein Rudeltier, das erst im Lauf übers Feld im Kreise der Kameraden mit heraushängender Zunge, schäumendem Munde und sprühenden Augen zu lachen scheint und zu leben beginnt; ein Wesen, jeder Zeit auf Fahrt zwischen Erde und Himmel zu Haus, wild wie die

Natur, aus der es hervorgegangen ist und frei wie der Wind, der sich ihm entgegenstemmt, wie die Schneeflocken, die sich im wilden Spiel zur Erde bewegen, wie der Strahl der Sonne, der sich im rieselnden Regen zum Regenbogen entfaltet. Doch Dein Wünschen, Wollen, Wagen, wird gezähmt, Kind. Deine sich wie das Weltall in alle Richtungen entfaltende Seele wird gestoppt. Dein Drängen in die Ferne, ins Unbekannte, Unerforschte, in die endlose Steppe der untergehenden Sonne entgegen wird kanalisiert. Dein Denken nach dem Kompass der Kröten eingenordet. Du lernst brav zu quaken zwischen den verfilzten Schilfhalmern. Doch nicht wie die Kröte, wie der nachahmende Mensch. „Fügen“ ist die gepaukte Parole. Und so wird eine weitere Seele im Sumpf des trostlosen Alltags versenkt.

Leben nennen sie es, wenn Du zur Schule gehst und auf das Arbeitsleben vorbereitet wirst. Bildung nennen sie Rechnen und Lesen und Schreiben und alles andere technische Handwerkszeug, was Du vermittelt bekommst. Leben nennen Sie die leere Arbeit, das Jagen nach Geld zwischen toten Glasfronten, sterilen Betonfassaden und leuchtenden und schillernden Werbetafeln. Leben nennen Sie den Takt, den die Uhr schlägt: lebend erscheinen ihnen pulsierende Bahnhöfe, wo minütlich Busse

und Züge und Straßenbahnen halten, Massen freigeben und Massen aufnehmen, Fußgängerzonen, in denen sich eng an eng die Menschen um Gaukler, Spaßmacher und Straßenmusiker drängen, Fußballstadien, die an der hohen emotionalen Teilnahme der Zuschauer am Geschehen auf dem Platz geradezu übersprudeln: Menschen schreien, Menschen lachen, Menschen weinen, doch weswegen? Weil eine Mannschaft es vermochte in einer bestimmten Zeit mehr Bälle in das gegnerische Tor zu schießen als eine andere. Leben nennen sie das Hin und Her des Alltags, das Einkaufen, das Freudentreffen, das Rasenmähen, das Hausaufgabenmachen, das gemütliche Beisammensitzen am Abend, das gemeinsame Trinken, das verkaterte Erwachen, das Verreisen in den Ferien, das Sitzen am Strand, das Eisessen, das Sonnenbaden, das Spaziergehen, den Kinobesuch. Für ganze zwei Stunden lassen sie sich im gemütlichen Sessel mit einem Eimer Popcorn auf dem Schoß in andere Welten und Zeiten versetzen, wo Gut und Böse um die Herrschaft ringen. Böse ist das Böse, unmenschlich, brutal, hinterlistig, doch zum Glück zeigt sich das Gute stärker! Mit unbeugsamem Mut, Opferbereitschaft und Heldentum führt der Gute den Kampf zum erwarteten Happy – End. Ende gut, alles gut. Held sein, ist schon

toll, (Allein die neidischen Blicke der anderen!) aber man kann sich doch glücklich schätzen, dass diese Zeiten vorbei sind. Und es ist schon Zehn! Schnell ins Bett, morgen muss man wieder arbeiten. Leben nennen sie es, wenn morgens viel zu früh der Wecker klingelt und zur Arbeit ruft. Doch wozu? Wieso aufstehen?

Leben nennen sie es, wenn sie an jedem Knoten, der sie im Netz hält, regelmäßig ziehen, um sich des Haltes zu versichern. Sie treffen sich mit den nervigen Nachbarn einmal im Monat am Sonntagnachmittag zum Kaffeetrinken und Kuchenessen, sie statten nahen und fernen Verwandten, wenn der Abstand zur letzten Zusammenkunft unangemessen zu werden droht, Anstandsbesuche ab, sie schreiben Geburtstagskarten, weil sie annehmen der Feiernde könnte das Fehlen eines Grußes bemerken und ihnen übel nehmen. Sie fühlen sich wohl im Getriebe, denn sie wissen, was morgen ansteht. Ein voller Terminkalender hilft über innere Leere hinweg. Er hilft dabei, sich selbst aus dem Weg zu gehen. Und wenn doch einmal nichts los ist? Die Freunde keine Zeit, oder sie keine Lust haben? So bleibt als letzte Rettung zur Überbrückung freier Stunden immer noch das Internet, das Weltennetz. Es fängt den auf, der sonst in Bedrängnis geraten wäre, sich allein gelassen

von aller Welt ohne tragende Kno-ten und fangendes Netz im dunklen, verschlossenen Raum wiedergefunden hätte. Wäre er gefallen, oder hätte er sich zu eigenem Flug aufgeschwungen? Die Frage bleibt unbeantwor-tet. Das alles umspannende Netz mit seinen unendlich vielen Verkno-tungen bietet jedem den richtigen Anknüpfungspunkt. Niemand bleibt auf der Strecke. Jeder findet das, was ihm über leere Stunden hinweghilft.

Dieses Hängen! Dieses erbärmliche Gehen am Stock! Wo ist ein gerader Rücken, der keiner Stütze bedarf? Dieses Dahinschleichen! Durchsichtige Gespenster sind sie alle, glasäugige Marionetten, die hängend an tausend, mal mehr, mal weniger unscheinbaren Fädchen durch die Zeit gerissen werden. Tappende Blinde im Dunkeln, die den Lichtschalter meiden! Fürchtet ihr euch vor euch? Oder vergaßt ihr, dass ihr mehr sein könntet, als die Bilder eurer Instag-ram – Profile vermuten lassen?

Wie der im Zoo geborene Löwe, über die vorbeilaufenden, gaffenden Menschen müden Blicks hinwegsieht und, nur noch ein Schatten seiner selbst, in der Mitte gut einseh-bar auf seinem Schlafplatz kauert, so scheint Dir der Men-schen trübes Schicksal. Doch die insge-heim den erbärm-

lichen Eindruck des stolzen Tieres Betauernden begreifen nichts! Wo ist die Kraft, die Muskeln und Sehnen spannt? Die im rauen Gebrüll aus der Kehle bricht und die Herden der Antilopen durch die Savanne jagt? Träge und müde und schlaff, gebrochenen Blickes, nur mehr ein gewaltiger Haufen Fleisch, von Fliegen umschwirrt, liegt der Löwe in seiner Kuhle – wie von der Kugel des Jägers getroffen, saft – und kraftlos. Wo ist seine Krone? Wo die Würde seines Königtums? Wo ist der Stolz, der diesen Jäger umweht wie der staubige Wind, wenn er erhaben auf dem turmhoch aus der platten Ebene wachsenden Fels thront und die Mähne im Spiel der Sonnenstrahlen das mächtige Haupt umkränzt wie aus Gold? Wird ein wilder Löwe gefangen und hinter die Gitterzäune des im Vergleich zur endlosen Weite winzigen Laufkäfigs gesperrt, so zeigt er sich nicht wie sein ertragender Leidensgenosse! Nein! Ruhlos und rastlos ermisst er die ihm gesteckten Grenzen. Verzweifelt stößt er den Kopf an die dicken Fensterscheiben, hinter denen sich Schaulustige im Gerangel um die beste Sicht auf das exotische Tier die Gesichter plattdrücken. Wie im Wahn reibt er den Kopf an den steinernen Wänden und am harten Grund. Ein Tier im Todeskampf! Doch nicht der Hungertod droht. Regelmäßig wird eine kleine Luke auf-

geschoben, durch die ein Fleischbrocken geflogen kommt. Doch Verkümmern! Erlöschen des Lebensfunken! Zurück bleibt die leere, ausgelaugte Hülle. Drohend brennt sich das Bild des gebrochenen Kä-figgenossen in sein Herz hinein und mit unvergesslich lebendigen Augen zieht der Löwe letzten Endes vor die Glasscheiben und – erfleht Hilfe, erbittet Erbarmen, sucht bei denen um Verständnis, die ihn einsperrten. Welche Überwindung kostet das edle Tier dies Eingeständnis der Ohnmacht, der Schwäche! Doch es blickt mit seinen großen, gelben, schwarz – geprenkelten, gutgläubigen, wehmütig flehenden Augen in Leere. Vermag keiner dem Blick zu antworten? Das Leid dieser Augen spricht nicht zu ihnen. Sie sehen nicht die Tränen, die dem stolzen Tier die Wangen hinunterlaufen. Trauer! Qual! Herzerreißen! Wie tief gefallen seid ihr, Menschen, dass euch das Tier beschämen kann? Hoch erhaben schwebt es in seinem unermesslichen Leid über euch, die ihr nicht versteht, was es zu verlieren fürchtet?

Keine Kraft zu Ja und Nein haben sie! Teilnahmslos treibt sie der Wind der Zeit in diese oder jene Richtung. Brav blökend lassen sie sich vom Hirten von Wiese zu Wiese führen. Wo ist der Mensch, der es noch wagt Verantwortung auf sich zu nehmen! Nicht einmal Schuld vermögen

sie mehr zu tragen! Armselig, unschuldig, wehen sie wie ein leeres Blatt Papier durch die Welt, auf dem jeder seine Unterschrift hinterlassen kann. Wie ein Kleider-fetzen den Geruch seiner Umgebung aufnimmt, so passen sie sich von Zeit zu Zeit den ver-änderten Verhältnissen an, beschimpfen, was sie gestern noch bejubelt hatten, unterstützen, was gestern noch zu bekämpfen war. Verdienen sie Mitleid? Ja Mitleid, Verachtung, denn geholfen werden kann ihnen nicht. Wo heute die eine Fahne aus dem Fenster hing, zeigen sie morgen schon eine andere. Wo ist der klare Wille? Wo zeigt sich eigenes Denken? Wo Überzeugung, Stolz, Selbstbewusstsein? Wo Kraft und Mut, Gutes wie Schlechtes zu tragen? Wie Schlangen schlängeln sie sich durch die dunklen Schluchten und Ecken der Gemäuer, durch Ritzen, Schlitze, elegant den Hindernissen ausweichend, auf der Suche nach dem Fut-ter. Wo ist der, der den Hammer schwingt, und die Mauern einschlägt, weil er nicht kriechen will? Wo ist der, der sich unter dem stürzenden Stein begräbt, um den Nachkommenden den Weg frei zu sprengen? Doch keiner wagt es auszubrechen. Hübsch spaziert einer hinter dem anderen.

Tod und Vernichtung über diese Welt! Die wie eine fette Spinne ihren Faden über den Men-schen wirft, ihn um-

garnt bis er nicht mehr aus noch ein weiß, einen Schleier des Erblindens über seine Augen legt und ihm seine Weit-sichtigkeit stiehlt! Scheu und unbedarf wendet er den Blick von der undurchdringlichen, ängstigenden Ferne und richtet ihn gleichgültig auf den Boden zu seinen Fü-ßen. Gesenkten Kopfes, eingeengten Blickfeldes, schwankt er herum, durch Stoßen und Schieben seinen Platz zwi-schen den zur Leitplanke aufgereihten Men-schenleibern findend. Kleinheit, Feigheit, Gleichgültigkeit! Du schlägst die Augen nieder, Du vermagst es nicht diese Menschen zu sehen, die Trauer zerreißt Dir das Herz. Der Zorn flackert wie eine Stichflamme in Dir auf! Das Blut schießt Dir in den Kopf! Deine Seele schäumt über vor Wut und Hass! Wer bist Du Welt, die Du erbarmungslos Mensch für Mensch ins Joch der Gleichgültigkeit spannst? Erfreut Dich der Anblick? Seele für Seele wird geboren und ver-dorrt unter dem betörenden Scheinwerferlicht wechsel-farbiger Disco – Kugeln, verstummt unter dem irren Ge-schrei sich zu metallenen Klängen ekstatisch bewe-gender Partygänger, ertrinkt in der hoffnungslosen Welt sinnlosen Unterhaltungskonsums. Junges Leben! Wie wirst Du auf dem Altar des Stumpfsinns geopfert! Hingeschlachtet ohne jemals gehofft zu haben! Eingeschläfert beim ersten

menschlichen Erwachen! Ihr wisst es nicht, ihr seht euch nicht, ihr ahnt nicht, was ihr seid! O lasst es euch nie sehen müssen, ihr geht an dem Anblick zu Grunde! Tot? Ja, wir alle müssen sterben! Aber ein unwürdiges Da-sein fristen? Niemals, schreist Du der nächtlich – wogenden See entgegen und im Schrei der aufgeschreckt auffliegenden Möwen erhältst Du Antwort.

Hoffnungslosigkeit ist der Sumpf dieser Zeit. Die Hoffnungslosen selber empfinden sie nicht. „Was ist Hoffnung?“, fragen sie erstaunt. Du empfindest sie angesichts derer, die sie nicht empfinden. Menschen kommen, Menschen gehen. Die Uhr tickt. Was ist Hoffnung? Sie ist die Fahne der Jugend. Sie adelt das Alter. Sie strahlt aus den glänzenden Augen des Greises, den die Enttäuschungen des Daseins nicht zu brechen vermochten, aus dem lachenden Gesicht der Siegesgewissen. Sie ist der Glaube an sich und die Idee einer Welt, wie sie sich aus den Tiefen eigener Gewissheit mit dem Anspruch der Alleingültigkeit erhebt. Sie ist gestalterische Kraft. Sie formt. Sie gestaltet. Sie baut an dem Dom, der die ins Unendliche drängende Seele bereit ist aufzunehmen. Ihr allein gilt menschenwürdiges Leben. Sie allein ist menschliches Leben. Ohne Hoffnung ist kein Leben!

Das Kind hofft noch nicht. Es baut keine Schlösser in die nebelumwobene Zukunft hinein, sondern ins Hier und Jetzt aus Bauklötzen. Es spielt in der Zeitlosigkeit. Alles geschieht nebeneinander. Es denkt nicht ans Morgen, sondern nur an den nächsten Schachzug. Es kennt keinen Zwang, außer den von Eltern und älteren Geschwistern ausgeübten. Ruhlosigkeit ist ihm fremd. Getriebenheit auch. Es lebt wie das wilde Tier in überzeitlicher Freiheit. Im Spiel erhält seine Freiheit ihren gewaltigsten Ausdruck. Es weist den Weg zu menschlichem Leben und zeigt auf, was im Kinde noch der Entwicklung bedarf, um es zu ermöglichen. Das Kind spielt selbstlos. Es schlüpft im Spiel in jede erdenkliche Rolle und lebt sie, bis die Mutter zum Essen ruft. Es baut sich seine eigene Welt um die Rolle herum. Der Tisch wird zum Haus, der Stuhl zur Tür, die Matratze zum See, das Kissen zum Boot. Vertrocknetes hohes Gras und kleine tote Büsche werden wie Monster mit dem Stock zusammengehauen, bis sie am Boden kauern. Bekletterbare Bäume werden zu Burgen, Kastanien und Nüsse zu Geschossen. Unter den ausgreifenden Ästen von Büschen und niedrigen Bäumen, die sich gewölbeartig zum Boden neigen, werden Hütten eingerichtet. Kinder verkleiden sich gerne. Sie spielen Könige, Ritter, Bauern, Prinzessinnen,

böse Schwiegermütter, Drachen, Hunde, Pferde. Mit bemerkenswerter Leichtigkeit und Vorstellungskraft tauchen sie in das gewählte Wesen und eignen sich deren geglaubte Eigenschaften an. Es wirkt nicht gekünstelt, nicht gestellt und unecht, wenn der kleine König mit beherrschter Stimme seine Gefolgsleute in die Schlacht gegen den unsichtbaren Feind führt, wenn die kleine Mutter ihre Puppe mit dem klapprigen Kinderwagen durch den Garten schiebt, sich mit ihr unterhält und ihr Wasser am Bach, Kirschen und Beeren im Obstgarten, mit ernster, liebevoller Stimme zum Essen und Trinken anbietet. Sie leben im Spiel und spielen, wo das wilde Tier lebt. Sie sind selbstlos und können deshalb alles sein. Sie bauen ihre Traumwelt aus den Steinen, die sie kennen. Keine Gewissheit zwingt ihr freies Spiel in seine Bahnen und unterwirft es der Unrast. Freudig und unbeschwert jonglieren sie mit allem, was sie vorfinden. Ehrfürchtig betrachtest Du den zeitlosen Frieden, der sich vor Deinen Augen abspielt. Kindliche Welt! Sorgen sind ihr unbekannt – Zweifel, Misstrauen und Arglist auch. Gutgläubig glänzen die Augen. Keine Grenze trennt inneres Erleben von äußerem Benehmen. Und lügen sie einmal, weil sie Strafe erwarten, so sprechen Augen und Mund zwei verschiedene Sprachen. Kein Wort kann den

reinen Spiegel der Augen trüben, die einzig wahrer Ausdruck der Kinderseele bleiben. Schuldig blicken sie, denn das Kind ist sich seiner Schuldigkeit bewusst. Reines, junges Gewissen! Wie klar ist Dein Wasser, dass Dich jeder kleinste Schmutz unverkennbar trübt?

Das Spiel ist die Freiheit des Kindes, bis es sich selbst bewusst wird – und der Segen der Unbeschwertheit in aufziehenden Nebeln verblasst. Ängstlich und hilflos versucht es den entgleitenden Traum mit beiden Händen zu halten. Doch die Schiene ist gelegt und der Zug folgt ihrer Bahn. Trüben Auges schaut Du aus den Fenstern des Waggons zurück in die ent-schwindende Vergangenheit. Der Zug hält. Die Türen öffnen sich. Du reißt Dich los und steigst aus. Hoffnungsschwanger bedecken dunkle Wolken den Himmel. Eine rote Sonne geht unter und die letzten feurigen Strahlen begleiten Dich die zwei Stufen hinab auf den Bahnsteig. Dort herrscht reges Treiben. Alles dreht sich verworren umher. Alles ist in chaotischer Bewegung. Dir wird schwindelig. Wie auf einem Karussell sausen Autos, Flugzeuge, Fahrräder und Menschen an Dir vorbei. Die Welt empfängt Dich mit ratternden Motoren und Jahrmarktsgeschrei. Tausend Fragen schießen Dir in den Kopf, die Antwort erfordern. Du bist nicht mehr eingehüllt in

den Schleier der Unbedarftheit. Du musst Entscheidungen treffen, aber Du weißt nicht wie. Du schwebst im schwerelosen Raum. Du weißt nicht, wo oben und unten ist. Du suchst Halt. Die im Netz Schaukelnden winken Dir eifrig zu. Sie rufen. Du schaust Dich um und siehst sonst niemanden. Du gehst auf sie zu und unterhältst Dich mit ihnen. Sie zeigen Dir Stricke, feste Knoten und lose Seilenden im Netz. Du fragst sie, wer sie sind. Sie deuten auf die Knoten, die sie umgeben und erzählen Dir zu jedem eine Geschichte. Sie haben ihre Erzählung beendet und Du wartest auf mehr. Verwundert blicken sie Dich an. „Warum?“, willst du fragen, aber es bleibt Dir im Halse stecken. Schläfrig liegen sie auf den Netzen und lassen sich die Bäuche sonnen. „Sie wissen es nicht!“, ist Dein schauerlicher Gedanke. Sie wissen es nicht. Enttäuscht wendest Du Dich von ihnen. Warum haben sie aufgehört Fragen zu stellen? Das wuchernde Netz treibt Dich hinweg. Gierig verschlingt es Menschen um Menschen. Wie die Fische zappeln sie darin, die Augen schielend auf den mit dem Maul gepackten Köder gerichtet, während sich der kleine Widerhaken in die Kehlen bohrt. Dir raubt der Anblick den Atem. Deine Brust verkrampft. Luft! Bedrohlich senkt sich das Netz. Du entfliehst ihm wie der freie

Vogel dem Häscher. Im Augenwinkel erkennst Du, wie Deine Altersgenossen freundlich klatschend mit Sektgläsern empfangen werden. Unter Beifall und mit tatkräftiger Unterstützung der Eltern knüpfen sie ihre ersten Knoten. Du zögerst, verlangsamst den Schritt. Du rufst mahnende Worte und zeigst auf die Haken im Köder. Unter ihnen entsteht Gemurmel. Doch die Eltern recken ihre Häse. Erklärend deuten sie auf die kleinen herausragenden Spitzen. Gelächter. Ermutigt stoßen sie an. Sie führen die Gläser an die Lippen. Sie schließen die Augen. Sie schlucken. Das Glas ist leer. Sie öffnen sie wieder. Zögerlich bewegt sich die Hand zum Hals. Sie fühlt die feine Spitze. Applaus der Eltern. Stolz und erleichtert senken sie das Glas. Herabschauende Blicke fallen auf Dich. Gelächter. Du nimmst Reißaus, rennst in Dein Zimmer und knallst die Tür hinter Dir zu. Du wirfst Dich auf das Bett. Das soll Leben sein? Kindheit wie vermiss ich Dich! Du nimmst ein Buch zur Hand und beginnst zu lesen. Du vergisst die Zeit. Du vergisst Dein Zimmer. Die Sonne geht unter, Du machst die Nachttischlampe an. Die Sonne geht auf, Du machst sie wieder aus. Tage schwimmen, Wochen, Monate. Du lebst wieder im Traum. Doch Du träumst nicht nur, Du suchst nach Antworten. Was ist Leben?

Deine Reise führt Dich zunächst in eine andere Welt –  
Mittelerde! Wie durch Wolkenlöcher einzelne Sonnen-  
strahlen dringen und zum Licht aufstrebende Pyramiden  
bauen, so klingt Dein Name durch den Dunst, der auf ver-  
gessenen Vorzeiten liegt. Mittelerde! Junge Welt! Unbe-  
rührt liegst Du im milden Sternenschein als die aus dem  
Lande der Götter wandernden Elben Deine sandigen Ufer  
betreten. Ungebrochener Stein! Wilde, schäumende Flüsse!  
Dunkle Wälder! Grüne Wiesen! Glatte Seen! Steile Gipfel!  
Weiße Kronen! Und Platz! Für jeden ein Königreich! Nur  
einige Zwerge, die in den Tiefen der Berge unermüdlich  
nach Erzen schürfen und Morgoth, der die Herrschaft über  
Mittelerde beanspruchende, aus dem Kreise der Götter  
ausgestoßene dunkle Gott, teilen mit den Neuankömmlin-  
gen die Weiten der unentdeckten Welt. Voll Eifer und  
Freude beginnen sie, sie nach ihrem Wunsche zu ge-  
stalten. Malerische Mauern, Häuser und Türme wachsen unter den  
kunstfertigen Schlägen der unermüdlich Schaffenden aus  
den Gipfeln der weißen Felsen. Hohe Hallen und träume-  
ri-sche Gewölbe schlagen sie in die bewaldeten Hänge.  
Geschwungene Säulen stützen das Ge-stein. Sonne und  
Mond scheinen hinein und der Wind zieht hindurch. Blät-  
ter rascheln. Vögel aus dem nahen Wald nisten zwischen

den Kletterpflanzen und Blumen, die die Säulen umranken. An den Küsten bauen sie auf den hellen Strand offene Pfahlhäuser und sammeln Muscheln, Perlen und Bernsteine, die sie in ihre Standarten und Fahnen einarbeiten. Glitzernd funkeln diese in Sonne und Wind von den Masten der leichten, weißen, schwungvoll durch das Spiel der Wellen gleitenden Schiffe. Stolz reckt sich der Bug über die Wellenberge hinaus. Die weißen Segel wölben sich tief. Schwäne tummeln sich zwischen den am Steg in der Brandung schwankenden Schiffen. Meeresrauschen erfüllt die Nächte. In den Wäldern bauen die Elben auf den hohen Bäumen der alten Zeit. Lange von milden Laternen beleuchtete Wendeltreppen schlängeln sich um die dicken Stämme und verlaufen sich in der Krone zu einem Netzwerk aus Hängebrücken, die die einzelnen Bäume verbinden. Ganze Paläste schweben unter dem Blätterdach, fein angeschmiegt an die dicken tragenden Äste. Vögel zwitschern, der Bach plätschert und die Blätter glitzern silbern, wenn die frische Nachtluft sie im Mondlicht bewegt. Abends singen die Elben alte und neue Lieder. Harfentöne erklingen auf den Bergen, im Wald und an der See. Sie erinnern sich gerne zurück an das Leben im göttlichen Land. Die Götter lehrten ihnen viele Künste. Doch stolz

und froh betrachten sie nun ihrer eigenen Hände Werk. Die Elben sind unsterblich. Die Zeit vermag ihnen nichts. Und so leben sie zeitlos. Tag für Tag erfreuen sie sich der Rehe, mit denen sie barfuß über das taufrische Gras um die Wette laufen, des Regens, der sich in den Blättern sammelt und als Rinnsal auf die steinernen Treppen platscht, der edlen Gesteine und Erze, die sie im Schoße der Erde finden. Aus blauen, roten, grünen und weißen Steinen legen sie Mosaike. Sie schmieden feine Kelche, Halsketten und Armringe. Sie erfreuen sich der Schönheit ihrer eigenen Kunst wie der Schönheit alles werdenden Lebens. Und sie bereiten Krieg vor. Mor-goth, der dunkle Herrscher, hatte ihnen aus dem Lande der Götter ihren edelsten Schatz gestohlen – die Silmaril! Drei Steine, in denen Feanor das Licht der beiden Bäume fing, die vor Sonne und Mond der Welt leuchteten. Kein Gold, kein Silber, kein Edelstein hätte es vermocht, einen Keil zwischen sie und die Götter zu schlagen. Doch die Silmaril, größtes Werk ihres eigenen schöpferischen Schaffens, größter Ausdruck der Liebe ihres Volkes zur Reinheit des aus der Ewigkeit und Unvergänglichkeit scheinenden Lichts, in der Krone des höhnisch lachenden Finsterlings zu sehen, fraß an ihren Herzen. Einen unerbittlichen Eid schworen Feanor und

seine Söhne. Keine Gewalt vermochte sie davon abzuhalten, loszuziehen. Unermüdlich hämmern die starken Arme auf die Ambosse. Unermüdlich heizen sie die Essen an. Unermüdlich füllen sie ihre Waffenkammern mit unzähligen Pfeilen, schweren Kettenpanzern und Schilden und langen Schwertern und Speeren. Fern im Osten erwachen die Menschen und beginnen zu wandern. Sie kommen auch in die Reiche der Elben. Scheu und ehrfürchtig blicken sie auf die strahlenden Wesen. Wie Sterne in der Nacht umgibt sie ein lichter Schein. Das müssen Götter sein! Die Elben nehmen sie staunend und erfreut auf. Wie die Götter einst ihnen, so lehren sie den Menschen Häuser und Schiffe zu bauen, Stein und Metall zu bearbeiten. Sie singen mit ihnen und zeigen ihnen das Spiel der Harfen und Flöten. Sie erzählen ihnen abends am Feuer von den zauberhaften Gefilden, die sie einst verließen – und von den Silmaril. Jede Stunde, die sie länger zögern, wird ihnen zur Qual. Feuerigen Auges reiten die stolzen Söhne Feanors von Reich zu Reich. Nur wenige verschließen ihnen die Tore. Auch die Menschen rüsten sich. Aus Dankbarkeit wollen sie an der Seite ihrer Lehrmeister streiten. Wochen vergehen, Monate. Der Tag der Vergeltung ist da! Die Heere sammeln sich. Die Hörner schallen über die Ebenen. Die

Erde donnert unter dem Huf-getrappel der Schlachtrösser. Versteckt in den Wäldern warten sie auf das Zeichen zum An-griff. Lachend betrachten die Führer ihre gewaltigen Heere. Wälder von Speeren ragen scharf in den Himmel, Kettenpanzer, Helme und Schwerter blinken in der Sonne. Wer ver-mag uns zu trotzen? Da öffnen sich auch die Tore der nur flüsternd genannten Städte und endlose Reihen von gepanzerten, singenden Kriegerern strömen hervor. „Sieg!“, blitzt es durch die Köpfe. Die Reiter hält es nicht mehr, sie reißen das Fußvolk mit sich. Wie die Flut mit schäumenden Schweifen und Helmkämmen brausen die Heere über die Ebene auf die Festung Morgoths heran. Die Brandung schlägt über ihr zusammen. Die Tore brechen. Doch nun büßen die Schnellsten ihren Wagemut, der sie weit von den Anderen entfernt hat. Die hinter der Festung lauenden Orks und Balrogs umgehen sie und fallen ihnen in den Rücken. Sie sterben auf den Trümmern der gestürzten Mauern. Morgoths Heere gehen zum Angriff über. Unerschöpflich quillen die schwarzen Massen aus der ausgehöhlten Erde. Dunkle Wolken schweben über ihnen. Donner und Gewitter begleiten sie. Es hebt ein Schlachten an. Immer neue Wogen verebben an den goldenen Reihen, die wie der weiße Marmor ihrer Mauern in der Mittags-

sonne aus dem staubigen Dunst aufleuchten. Wolken von Pfeilen fan-gen Feuer in ihren Strahlen. Angriff für Angriff wird zurückgeschlagen. Schon gehen sie vor. Sie schmeißen die schweren Schilde zur Seite und schwingen die mächtigen Schwerter und Äxte beidhändig. Sie schlagen breite Breschen in die heranrollenden Massen. Manch kühner Held fällt, getroffen von Pfeil und Speer oder von den grobschlächtigen Säbeln zer-hauen. Die Bresche füllt sich wieder. Hin und her wogt es. Da öffnen sich die tiefsten Schächte und heraus fliegen und stürmen Drachen, Wölfe, Trolle und unzählige Balrogs mit Flammenschwertern und Geißeln. Verzweifelt kämpfen Elben und Menschen um ihr Leben. Da geht ein Rufen durch die Reihen. Unterstützung naht! Scharen von Menschen eilen aus dem Osten heran. Anderer Art sind sie und pflegten wenig Umgang mit den Elben, doch die Söhne Feanors vermochten sie zum Krieg zu bewegen. Doch was ist das? Die Vordersten treffen ein und – fallen den Elben in den Rücken. Verrat! Verrat! Das Schlachtfeld erbebt. Die Augen sinken verzweifelt. Die Hoffnung er stirbt. Der Blick fällt auf die zahllosen Gefal-lenen. Wie lange hättet ihr noch leuchten können! Was ist die Welt ohne euch! Was bleibt, wenn das Böse siegt? Ihr sonst im Winde wehendes langes Haar

klebt blutig am Boden. Ihre schönen Gesichter lachen nicht mehr. Die Köpfe fahren nach oben, die Blicke entschlossen dem Feind entgegen. Sei es! Tapfer erwehren sie sich der erdrückenden Übermacht. Einer nach dem Anderen fällt getroffen in den Staub. Die Reihen lichten sich. Die Lebenden rücken eng zusammen, bilden matt schimmernde Inseln in der schwarzen Flut. Kleiner und kleiner werden sie. Dunkelheit bricht herein. Da gibt Morgoth den Befehl die letzten lebend zu packen. Eifrig schmeißen die Orks ihre Waffen hinweg und graben mit ihren klebrigen Pfoten nach den um sich schlagenden Einzelnen. Hände und Arme fliegen. Doch sie werden unter den Leibern begraben, gefesselt und in die Festung geschleppt. Nur einer steht am Ende noch – Hurin, ein Fürst der Menschen. Leidenden Herzens überschaut er das Schlachtfeld. Nichts Lebendes regt sich. Untergegangen scheint die Welt. Einsam steht er auf dem letzten Stück Erde. Um ihn herum herrscht bodenlose Tiefe. Dicke Schwärze hüllt ihn in Blindheit. Da durchblitzt ihn Stolz und allein aller unendlichen Finsternis trotzend springt er ab. Wie eine Sternschnuppe jagt er in die Tiefe. „Es soll wieder Tag werden“, ruft er mit jedem Schlag seiner beidhändig geführten Axt. Wie zum Hohn erhellt das Licht gleißend die Dunkel-

heit. Tief brennt es sich in das Auge des Schwarzsehers. Stärke in der Ohnmacht! Ja!, zur eigenen Tat in der Niederlage! Ja zum Kampf! Siebzimal soll er gerufen haben, bis ihn die unermüdlichen Knechte fassen und vor Morgoths Trohn werfen. Der dunkle Fürst verflucht ihn und seine Sippe und lässt ihn an eine hohe Klippe mit eisernen Fesseln schmieden. Tag für Tag werden ihm die Nachrichten von der Eroberung der nunmehr schutzlos preisgegebenen Lande überbracht. Er soll gebrochen werden.

Die Nirnaeth Arnoediad, die „Schlacht der Ungezählten Tränen“, wie sie später genannt wird, ist vorüber. Kein Krieger kehrt zurück. Vergebens warten Frauen und Kinder. Die schwarzen Horden ergießen sich nun über die Reiche von Elben und Menschen. Dörfer und Städte werden geplündert, die zurückgebliebenen Frauen und Kinder zu Sklaven erniedrigt. Wer kann, flieht in tiefe Wälder, verborgene Höhlen und unzugängliche Schluchten der Berge. Gespenstische Ruhe greift um sich. Orks und Ostlinge streifen durch das Land, die Verschwundenen zu finden. Überall lagern wachen Auges ihre Späher. Überall suchen sie sich Vertrauen zu erschleichen. Misstrauen geht um. Verrat wird gefürchtet. Sicherheit bietet nur noch das eigene Versteck, die engen Vertrauten. Das Versteck wird

nur vorsichtig zum Jagen und zur Nahrungssuche verlassen. Ein Fehltritt reicht, um entdeckt zu werden. Fremde werden gemieden oder getötet. Es geht ums Überleben. Jeder kämpft für sich. Tiere fürchten ihre eigenen Geräusche – das Rascheln im Laub, das Knacken von Ästen, das Schmatzen beim Fressen. Vorsichtig setzen sie Fuß für Fuß auf. Alles hallt in der Totenruhe von Felsen und Stämmen wider. Aufmerksam horchen die Späher auch auf Zeichen der noch verborgenen elbischen Reiche. Letzte Sorgenfalten bildet ihre Erinnerung im Gesichte Morgoths. Jeder Bergpfad wird überwacht. Jeder Waldweg. Jeder Fluss. Stille. Sie haben ihre Tore verschlossen. Keiner darf mehr hinaus, keiner hinein. Die Festungsanlagen werden ausgebaut. Die Waffenkammern mit Pfeilen und Speeren gefüllt. Die letzten Horte des Elbentums in Mittelerde rüsten sich zur Verteidigung. Boten werden mit Schiffen nach Westen über das Meer geschickt. Sie sollen bei den Göttern vorsprechen. Doch nach vergeblichem Kampf mit Winden und Wellen kehren sie zurück. Es gibt keinen Weg nach Westen.

Durch diese Zeit der Angst und Sorgen erschallt flüsternd das Lied von Beren und Luthien und tief im Herzen erwacht ein kleines Fünklein. Beren, Sohn des Fürsten

Barahirs, jagt in den heimischen Wäldern mit seinen und seines Vaters Verschworenen nach Orks. Ihre Dörfer sind ausgebrannt. Ihr Volk tot oder geflohen. Doch sie wollen nicht weichen. Sie ziehen von Versteck zu Versteck. Lange dürfen sie nie bleiben. Sie lauern – und überfallen und töten die nach ihnen Suchenden. Doch eines Tags wird ein Mann von Orks gefangen. Er sagt nichts. Da zeigen sie ihm durch Zauberkunst seine Frau und seine Kinder weinend in einer Ecke kauern und versprechen ihm, er möge zu ihnen gehen, wenn er sage, wo seine Kameraden heute Nacht schliefen. Gequälten Herzens spricht er. Nachts sausen Pfeile in das Lager. Wir sind umstellt! Alle sterben, doch Beren entkommt. Er eilt nach Süden durch die kargen Berge, an deren Füße große Spinnen hausen. Er kämpft sich hindurch und gelangt an den Saum eines Waldes. Erschöpft stolpert er hinein, fällt in das weiche Gras und beginnt zu schlafen. Irgendwann erwacht er. Die Baumkronen schwingen im sanften Wind hin und her. Die Sonne fällt durch sie auf sein Gesicht. Eine liebliche Mädchenstimme trägt der Wind kaum vernehmbar an seine Ohren. Klar und fein durchdringt sie die Luft. Er springt auf und eilt ihr nach. Er gelangt an eine Lichtung – und dort sieht er sie: Luthien. Durchglüht vom einfallenden Lichte wirkt

sie wie eins mit ihm. Sie hat die Augen geschlossen und singt. Hell erfüllt ihre Stimme den Wald. Selbst die Vögel lauschen. Ehrfürchtig erstarrt Beren. Er verliebt sich in sie. Tag für Tag lauscht er ihren Gesängen. Doch einmal vermag er sich nicht mehr zu halten. Er betritt vorsichtig die Lichtung. Erschrocken bemerkt sie ihn. Ihre Blicke treffen sich – und wie ein Tropfen auf das stille Wasser fällt und sich ausbreitende Ringe bildet, so fallen ihre gutseligen Augen auf seine leidgequälte Seele und durchwogen sie in heilenden Wellen. Auch sie verliebt sich in ihn und führt ihn zu ihrem Vater, Thingol, dem Elbenkönig des Waldlandreiches. Doch dieser, weder willens seine Tochter einem Menschen zur Frau zu geben, noch ihr einen Wunsch abzuschlagen, spricht zu Beren, er dürfe erst um die Hand seiner Tochter bitten, wenn er in derselben einen Silmaril halte. So sagt Beren trauernd „Lebewohl“ und zieht von dannen, das Unmögliche zu erreichen aus Morgoths Krone einen Silmaril zu stehlen. Auf seiner Reise gewinnt und verliert er Gefährten und als alles hoffnungslos erscheint und er alleine im tiefen dunklen Kerker eingesperrt seinem Tod entgegensieht, da rettet ihn Luthien, das Mädchen, um dessen Hand er auszog. In Wolfspelze gekleidet und durch Luthiens Kunst verborgen, wagen sie sich gemeinsam mit

dem Mut, das Schicksal zu zwingen, in die Festung des dunklen Herrschers. Hand in Hand trotzen sie der tiefen Finsternis, die die herrlichsten Heere beider Völker verschlang. Allein wie Hurin flackern sie als Fanal des Sieges in die hinterlistige Schwärze schlackiger Höllentore. Vom Schlafgesang Luthiens umhüllt stürzt Morgoth donnernd vom Thron. Die Krone fällt. Beren schneidet einen Silmaril heraus und sie ergreifen die Flucht. Die Festung schäumt und brodelte, als sie aus den Toren eilen. Morgoth tobt. Ein ungewohntes Lächeln zaubert dies Lied von der Liebe, die Morgoth bezwang, auf die ausgemergelten, mürri-schen Gesichter, die im fahlen Schein kleiner Talglichter die Köpfe zusammenstecken.

Doch Morgoths Macht ist groß und sein Wort erfüllt sich über Elben und Menschen. Davon zeugt das schmerzvolle Lied über die Kinder Hurins, die unter der drückenden Last des unseligen Fluches dem Stolz ihres Vaters getreu, ein Leben zu erzwingen suchten – und ihm am Ende erlagen. Schwächere wären unter den bedrohlichen Wolken, die Morgoth über sie beschwor, gekrochen, doch Schuld um Schuld häuft Turin, Sohn Hurins auf sich, ohne den Glauben an Sich zu verlieren. Leben, dem dunklen Spruch und seinem Meister zum Trotz! Tragen der Bürde der

Schuld in aller Herzensqual! Kampf gegen das drohende Schicksal selbst! Doch jeder Atemzug geatmet mit Stolz! Jede qualvolle Schuld geschultert dem Fins-terling zum Spott! Schweren Schrittes trägt er sein Unheil durch die von ihm zerstörte Welt, nicht willens sich und anderen das Leben leicht zu machen und in gebrochener Schwäche sich dem höhnischen Lachen Morgoths zu ergeben. Gehen muss, wer eine Richtung kennt. Sei es schwer wie in Turins Fall. Wer muss tragen, was er zu tragen hatte? Er flieht aus dem Hause seines Ziehvaters im Glauben, dieser könne ihm den Tod eines Beraters, der ihn und seine Sippe beleidigt hatte, in Furcht floh und eine Klippe hinuntersprang, nicht verzeihen und schließt sich als Gesetzloser einer Horde von Banditen an; er erschlägt seinen lieben Freund, der ihn wieder zur Besinnung gebracht hatte, als dieser ihn aus den Fängen von Orks erretten möchte, weil er ihn im Dunkel der Nacht nicht zu erkennen vermag; er stiehlt jenem Elben, der ihn aus der Totenblässe dieses Schlags erweckt, unwillentlich seine Liebe, erwidert diese aber nicht und bricht ein Herz; er rät dem Fürsten des verborgenen Elbenkönigreiches Nargothrond sich nicht mehr feige zu verstecken, sondern stolz und kühn zum Kampf hinauszuziehen und ficht in vorderster Rei-

he an dessen Grenzen, bis ein gewaltiges Heer Morgoths unter der Führung eines Drachen die Festung stürmt, das Heer zerschlägt, und die Frauen und Kinder wie Vieh zusammentreibt; gebannt vom Blicke des Drachen vermag er nicht den letzten Wunsch des unglücklich Verliebten zu erfüllen und das Elbenmädchen aus der Schlacht zu retten; verschwommen hört er ihre hilflosen Rufe, doch als er erwacht und nach ihr forscht, muss er erfahren, wie sie aufgespießt an einem Baum verendete; er sucht nach seiner Mutter und Schwester und findet beide nicht; es heißt, sie seien verschollen. Er stößt im Wald auf ein stummes Mädchen, führt sie in ein Dorf und heiratet sie nach mehreren Jahren. Als der Drache das Dorf bedroht und er auszieht um ihn zu töten, folgt ihm seine schwangere Frau. Er sticht dem Drachen das Schwert tief in den Bauch und fällt in langen Schlaf. Seine Frau eilt herbei, verbindet seine Wunden und heilt mit ihren Tränen seine verbrannte Haut. Ein letztes Mal öffnet der Drache seine Augen. „Du bist Hurins Tochter“, spricht er, „und dort liegt Turin, Dein schuldiger Bruder.“ Weinend stürzt sich das Mädchen in die schäumende Flut. Als Turin aber erwacht und erfährt wie ihn der Fluch eingeholt hat, stürzt er sich in sein Schwert. Wie hartes Holz eher bricht, als sich biegen lässt, so widersteht

er dem Fluch bis an sein Ende. Seine letzte Schuld bricht ihn. Zu biegen aber vermochte Morgoth ihn nicht und so stählt auch dies Lied des Leides die Herzen der Versteckten im Feuer des trotzig Vorbilds.

Nargothrond ist gefallen. Im Krieg um den Morgoth gestohlenen Silmaril geht das Waldlandreich Thingols unter und Elben töten Elben als die Söhne Feanors ihrem Eid gemäß den Silmaril einfordern. Doch einige wenige entkommen dem Wirren und sie führt Elwing, Enkelin von Beren und Luthien, mit dem Silmaril auf der Stirn an die Küste. Einzig verbliebenes freies Elbenreich ist das in den Bergen verborgene Gondolin. Mit allem Hass, den Morgoth gegen den Stolz von Elben und den ihnen nahen Menschen verspürt, sucht er diese letzte freie Stätte. Krähen umfliegen die verzauberten Berge, in denen das Reich vermutet wird. Die Stadt hat ihre Tore zugeschüttet. Niemand geht mehr ein oder aus. Doch einer hält sich nicht an dies Gebot: Maeglin, der Neffe des Königs Turgon, der dessen Tochter Idril liebt. Doch sie ist ihm nicht zugetan und misstraut ihm, weil ein Schatten auf ihm lastet, den ihr klarer Blick nicht zu durchdringen vermag. Maeglin verlässt die Stadt, um in den anliegenden Bergen nach Erzen zu schürfen. Eines Tags wird er gefangen. Qualen werden ihm

ange-droht; die Statthalterschaft über Gondolin und Idril als Frau versprochen, wenn er spricht. Er spricht. Gondolin ist zum Festtag geschmückt. Blumen und Bänder leuchten im farbenfrohen Durcheinander von Mauern und Türmen. Mädchen und Jungen springen festlich gekleidet über die Straßen. An der östlichen Mauer sind alle versammelt. Gebannt stehen sie. Erwartungsfrohe Stille herrscht. Da tauchen die ersten Strahlen der roten Sonne die weißen Gipfel in leuchtendes Feuer. Hörner schallen. Jubel hallt von Felsen und Mauern wider. Glocken klingen – einzelne Schreie werden vernehmlich. Die Glocken schlagen schneller. Das Sturmhorn tönt. Der Feind ist da! Aus Norden brach er unbemerkt heran. Die Heere sammeln sich, die Rüstungen werden über die Festgewänder geworfen, die Waffen ergriffen. Schon steht der Feind an den Mauern. Nach allen Seiten wehrt sich die Stadt verzweifelt. Ausfälle schaffen Entlastung. Doch immer neue Scharen ergießen sich wie Schmelzwasser aus den umliegenden Bergen in das grüne Tal. Die Tore brechen. Der Feind ist in der Stadt! Straße um Straße, Haus um Haus, ist umkämpft. Rückzug! Frauen und Kinder fliehen über Schleichwege aus dem brodelnden Kessel. Ring für Ring wird genommen. Mann für Mann fällt. Zuletzt stürzt der Turm Turgons. Er und seine Ge-

treuen sterben in den Trümmern. Gondolin ist gefallen. Die Fliehenden eilen durch die Berge. Doch Morgoth hatte sie besetzen lassen. Ein Balrog taucht vor ihnen auf. Hilflöse Schreie. Da springt Glorfindel heran und seine blonden Haare fliegen. Er ringt mit dem Balrog nah am Abgrund und sie stürzen beide hinunter. Die Flucht gelingt und sie erreichen die Küste, wo sie sich mit den anderen Flüchtigen zusammenschließen und Elwing Earendil, den Sohn Idrils von Gondolin heiratet. Ein weißes Schiff wird gebaut. Earendil sticht in See den Weg nach Westen zu finden, die Götter im Namen der Elben und Elbenfreunde um Hilfe zu bitten. Doch der Schwur wirkt noch und Elwing und die an der Küste Wohnenden werden von den Söhnen Feanors überrascht. Elben töten Elben. Elwing springt in die brausende Gischt; doch sie stirbt nicht und als weißer Schwan mit dem Silmaril gekrönt, entsteigt sie wie ein aufsteigender Stern den Wellen und vom Wind der See getragen begibt sie sich auf die Suche nach Earendil. Hoffnungslos verirrt treibt dieser in trüben Nebeln. Da wird er wie vom Blitz geblendet und als er die Augen wieder zu öffnen vermag, landet mit breiten weißen Schwingen ein Schwan vor ihm. Das Federkleid fällt und Elwing wirft sich ihm um den Hals. Gemeinsam stehen sie am Bug des Schiffes. Die

Kraft des Silmaril strahlt ihnen den Weg. Sie erreichen den göttlichen Strand und Earendil tritt vor die Götter. Sie rüsten eine Flotte und ziehen über das Meer. Morgoths Festung wird geschleift, seine Kreaturen erschlagen, die Silmaril aus seiner Krone befreit. Der Krieg ist gewaltig und viel Land versinkt im Meer. Noch bindet der Eid. Schwere Herzens fordern die beiden verbliebenen Söhne Feanors ihr Recht. Ihrer Taten wegen, sei es verwirkt, spricht der Herold der Götter. Sie erschlagen die Wachen, nehmen jeweils einen Silmaril und werden laufen gelassen. Doch ihre Hände vermögen die glutheißen Silmaril nicht zu tragen. Maedhros stürzt sich in eine lodernde Felsenspalte. Maglor wirft den Silmaril in seinem Schmerz in das Meer. Der dritte aber funkelt vom Himmel wieder, wo Earendil mit seinem Schiff die endlosen Weiten ermisst. Morgoth wird aus der Welt verbannt.

Die Elben kehren mit den Göttern in die unsterblichen Lande zurück. Nur wenige verweilen in Mittelerde. Den Menschen, die an der Seite der Elben stritten, schenken die Götter zum Dank eine Insel zwischen Mittelerde und ihren Landen, denn viele Menschenvölker kämpften an der Seite Morgoths und sie alle leben in Mittelerde. Doch mit der Zeit entfernt sich auch das Volk der Elbenfreunde

unter den Einflüsterungen untergetauchter Diener Morgoths immer weiter von den Elben. Machtgier erwacht, und ihre schwarzen Schiffe ziehen um die Küsten Mittel- erdes und knechten friedliche Völker. Neidvoll blicken sie auf die Unsterb-lichkeit von Elben und Göttern. Stolz be- trachten die Könige ihre Macht. Müssen wir vor den Göt- tern erzittern? Sollen nicht auch wir die Unsterblichkeit in ihren Landen erlangen kön-nen? Warum verwehren sie uns Zutritt? Nur eine kleine Schar Getreuer hält in Liebe zur Reinheit der Elben an allem fest, was sie ihnen gelehrt hatten. Schwarze Schiffe mit purpur-nen Segeln umlagern die Insel. Das letzte Opfer wurde gebracht. Die Trommeln schlagen. Der König betritt an der Seite Saurons, seines Beraters, das mächtige Schlachtschiff. Der Gong tönt. Die Peitschen knallen auf die Rücken der Rudersklaven. Sie le- gen sich in die Riemen. Kein Wind weht. Still liegt das Meer. Langsam schleppt sich der stachlige Koloss durch die tiefe See Richtung Westen. Dampfer hallen die Trom- melschläge. Ängstlich sehen alle Blicke gen Horizont. Die Götter wollen keine Gnade walten lassen. Die Erde bricht, ein Spalt tut sich auf. Das Meer stürzt hinein. Die Schif- fe werden in den Strudel gerissen und vom Wasser ver- schluckt. Auch die Insel zerbricht und die Wellen schlagen

über den schwellenden Bränden der schrecklichen Altäre zusammen. Reinigendes Wasser strömt durch die Straßen der Lästerei. Die wenigen Elbenfreunde hatten wohlweislich Schiffe gerüstet und alle Freunde um sich scharend, waren sie rechtzeitig losgebrochen. Nun kämpfen sie mit den Wogen und gelangen schließlich an das Festland. Dort gründen sie neue Reiche an der Seite der dort verbliebenen Elben. Doch Sauron der erste Knecht Morgoths überlebte den Fall und taucht wieder in Mittelerde auf – als Weiser und Helfer. Er lehrt die wissbegierigen Elben Ringe der Macht zu schmieden, insgeheim aber schmiedet er einen Mächtigen, der sie alle beherrscht. Einen großen Teil seiner persönlichen Macht legt er in den Ring und in dieser Zeit werden viele Ringe verteilt an Elben, Menschen und Zwerge. Doch als die Elben merken, dass sie betrogen wurden, wenden sie sich von ihm. Auch die Zwerge zeigen sich zu störrisch, um sich seiner Herrschaft zu unterwerfen. Die Menschen aber, die die Ringe tragen, werden zu großen Fürsten und verfallen ihm so stark, dass nicht einmal der Tod sie vom Willen des Einen Ringes zu trennen vermag. Ihr Leben ist an ihn gebunden. Die Elben überzieht Sauron aus Wut mit Krieg und er verwüstet ihre Schmieden, um die Ringe zu finden. Da sammeln sich Elben und

Elbenfreunde; und ein letztes Mal ziehen sie vereint in die Schlacht Sauron zu bezwingen. Am Fuße des Schicksalsberges schlägt Isildur Sauron den Ring vom Finger. Zerstört kann er nur in der Glut werden, aus der er erschaffen ward. Hoch schlagen die Flammen. Flackernd spielen die Schatten ihr wildes Spiel an den Wänden der Höhle. Heiß schlagen die Dämpfe ins Gesicht. Unten brodeln das Mark des Berges. Nur los-lassen muss Isildur! Doch er vermag es nicht. Der Ring säuselt leise zu ihm. Er ist nicht er selbst. Enttäuscht wenden sich die Elben ab. Schwach erscheinen ihnen die Menschen, empfänglich dem Bösen gegenüber. Isildur behält den Ring. Sauron aber ist an ihn gebunden und bleibt am Leben. Isildur reitet nach Hause. Sein Zug wird überfallen. Er flieht mit dem Ring, der dem Träger Unsichtbarkeit verleiht. Doch beim Überqueren eines Wassers, verlässt der Ring seinen Finger. Er stirbt von den Pfeilen der Jäger durchbohrt. Vergessenheit legt sich über den Ring. Der Elben sind nur noch wenige. Ihr Andenken wird nur noch in den Hallen der Elbenfreunde gewahrt. Doch auch diese Erinnerungen verblassen mit der Zeit. Ängstlich werden die Elben nur noch genannt. Misstrauisch wird ihre Schönheit betrachtet. Gibt es etwas ohne Fehl? Die Menschen glauben es nicht. Sie scheuen

die Elben als tückische Magier, die ihre Sinne zu umgarnen suchen. Wissen und Kunst sind geschwunden. Tapfer verteidigen sie ihre Grenzen gegen Ostlinge und Orks, die immer wieder einfallen. Aber die Mauern bröckeln und nur noch wenige Kinder springen durch die Gassen der Städte. Tot blicken die Fenster leerer Häuser auf die Straße hinaus. Kein Kaminfeuer prasselt, keine Lieder schallen mehr durch die verschlossenen Türen. Zu dieser Zeit taucht der längst vergessene Ring wieder auf – in den Händen eines Hobbits. Hobbits sind Halblinge, nicht größer als Kinder in den Augen der Menschen. Unbeachtet von aller Welt leben sie im Auenland. Sie gleichen trotz ihrer Sterblichkeit den Elben in mancher Hinsicht eher als den Menschen, obwohl sie mit letzteren verwandt sind. Denn die Hobbits sind zufrieden. Ihre Väter und deren Väter wohnten schon dort, wo sie jetzt immer noch wohnen; zwischen grünen Wiesen mit saftigem Gras, lichten Wäldchen, hübsch angelegten Wegen, die von Büschen und Bäumen in Hecken und Alleen umsäumt werden. Sie wohnen in kleinen Häuschen oder unter der Erde in weiträumigen Höhlen, die gemütlich eingerichtet sind. Die Speisekammern sind gefüllt mit Käse, Kuchen, Brot, Eiern, Würstchen, Äpfeln und großen Holzfässern mit Bier und Wein. Ihre Gärten sind

ihr ganzer Stolz. Dort wachsen unter ihrer sorgsamem und liebevollen Pflege Salate, Kohl, Kartoffeln, Kürbisse und Rüben. Keine Unruhe treibt sie aus ihren üppigen Gärten und dem gemütlichen Heim in die weite Welt, die schon außerhalb des eigenen Dorfes beginnt. Misstrauisch gegenüber allem Neuen wahren sie, was sie kennen und was sich bis zum Augenblick bewährt zu hat. Wie bei Bäumen reichen ihre Wurzeln tief in den heimischen Boden. Sie essen, trinken, lachen und feiern gern. Vergnügt sind sie alle Tage und wenn sie abends neben der runden Tür auf der Bank vor der Höhle sitzen, ihre Pfeife rauchen und verträumt die im Munde geformten Ringe dem Sonnenuntergang entgegen schicken, dann denken sie daran, welche Blumen sie morgen gießen, welchen Acker sie umpflügen, welche Früchte reif und frisch der Ernte bedürfen; und sie sind froh über die Gewissheit, morgen von der Sonne geweckt zu werden und wie jeden Tag zur nicht enden wollenden Arbeit zu schreiten. Wie der Tag die Bäume, Büsche und Gräser jeden Morgen aufs Neue grüßt und in Ehrfurcht ihr vollkommenes, friedliches Leben bestaunt, so grüßt er auch die mit verschlafenen Gesichtern aus den runden Türen tretenden im blendenden Lichte sich räkelnden Hobbits und lacht. Wie Kinder gehen sie in der Welt auf, die sie umgibt.

Sie hegen und pflegen die Natur, doch so unmerklich, dass es schwer ist, ihren Fußabdruck im feuchten Schlamm zu entdecken. Sie sind keine Krieger, doch sie haben Mut und sind bereit zu kämpfen; für das, was ihnen teuer ist.

Bilbo heißt der Hobbit, der den Ring auf einem Abenteuer findet, und in das Auenland bringt. Er ist ein außergewöhnlicher Vertreter seines Volkes und hat einen Freund, der das sehr schnell erkannte: Gandalf der Graue. Er gab ihm den Stoß zur Tür hinaus, als seine Hobbitseele sich noch am Rahmen festklammern wollte. Im Osten regt sich der Schatten Saurons. Er spürt das Wirken des Ringes und weiß, dass er gefunden wurde. Bilbo ist nun 111 Jahre alt, selbst für einen Hobbit ein stattliches Alter, doch er scheint sich äußerlich kaum verändert zu haben. Er will fort; vor seinem Tod noch einmal Elben und Berge sehen. Sein Haus und den Ring hinterlässt er Frodo, seinem Erben. Doch schwer fällt es ihm den Ring abzugeben. Nur mit Hilfe Gandalfs ist es ihm möglich. Dieser kennt die alten Geschichten und beginnt über das Wesen des Ringes zu forschen. Frodo erzählt er am Kaminfeuer, was er weiß. Plötzlich fragt er nach dem Ring, und als Frodo ihn herausholt und zeigt, packt er ihn und wirft ihn in das Feuer. Ein feiner Schriftzug zeigt sich in der Hitze der Glut

auf dem edlen Metall. Es ist der Eine Ring. Schon ziehen die Jäger Saurons suchend umher. Frodo bricht auf, ihn zunächst zu den Elben nach Bruchtal zu bringen. Dort wird Rat gehalten und Vertreter der Elben, Menschen und Zwerge sind gekommen. Der Ring sei ein Geschenk, meinen die Einen. Die Anderen warnen; er sei zu mächtig um beherrscht zu werden und verleihe dem Einzelnen eine Macht, die seine persönliche Kraft übersteige. Selbst mit dem hehren Wunsche Gutes zu tun, dürfe er niemals eingesetzt werden; denn der Ring untergrabe jeden Zweck seiner Verwendung und nähre im Schein der guten Tat langsam und stetig die unstillbare Gier. So höhle er den Träger aus, und am Ende bleibe nur noch die dem Ring zu eigene, machthungrige Hülle, die aus der Erkenntnis der eigenen Wertlosigkeit heraus mit Neid und Verachtung und der Macht des Ringes all jene strafe, die frei und stolz, sich selbst genug, ihr Leben bestreiten. Da weder mit der Macht des Ringes, noch reiner Waffengewalt, ein Sieg über Sauron möglich scheint, tritt als letzte Lösung die Zerstörung des Ringes hervor. Wer sich dieser Aufgabe annehme? Keiner wagt es vorzutreten. Gebannte Stille herrscht. Alle warten auf etwas; die Stimme des Schicksals? Da meldet sich Frodo; warum weiß er selbst nicht. Er wolle den Ring

tragen, auch wenn er den Weg nicht kenne. Seine Freunde, Gandalf, zwei Menschen, ein Elb und ein Zwerg springen ihm zur Seite. Nach Wochen der Vorbereitung machen sie sich auf den Weg. Sie kämpfen gegen Wind und Wetter, Orks, Trolle und Wölfe und verlieren zwei Gefährten. Frodo wird bewusst, dass das Schicksal der freien Völker allein in seinen Händen liegt. Findet er keinen Weg, findet ihn niemand. Sie teilen sich auf und Frodo, nur von seinem Freund und Gärtner Samweis Gamdschie begleitet, wagt den gefährvollen Weg zum Schicksalsberg. Sie schleichen durch tote Sümpfe, schleppen sich durch staubige Ödlande und gelangen an das düstere Gebirge, das Saurons Land umschließt. Sie klettern hinauf. Oben aber wartet eine fette Spinne und sie sticht Frodo, und er sackt wie tot zu Boden. Da klirren Waffen. Fußgetrappel nähert sich. Das dreckige Lachen von Orks hallt durch die Gänge der Höhlen. Samweis muss sich entscheiden. Er nimmt den Ring, steckt ihn auf den Finger und verschwindet. Wie im Traum sieht er vor sich weite goldige Felder, die von vielen Arbeitern bestellt werden. Große Gärten mit buntem Gemüse und Obst wachsen unter den Schatten der Zäune, die die Arbeiter an der Flucht hindern. Tausende farbenfrohe Blumen lachen und hunderte Knechte eilen zu ih-rer

Fürsorge mit Gießkannen umher. Sam reißt den Ring vom Finger. Felder bis zum Horizont und Knechte? Das hat es im Auenland noch nicht gegeben. Wer soll das essen? Wer soll sich der einzelnen Pflanze erfreuen, wenn er doch Tausende besitzt und keine kennt und keine von ihnen großgezogen hat? Die Orks haben Frodo mitgenommen. Sam folgt ihnen und dringt in einem günstigen Augenblick zu Frodo vor, der nicht tot, aber zu Tode verzweifelt am Boden kauert und den Ring sucht. Sam gibt ihm den Ring und Frodo reißt ihn flackernden Auges an sich. Sie führen ihre Fahrt fort, gelangen zum Schicksalsberg und mit der Hilfe des Schicksals wird der Ring zerstört. Frodo hätte es nicht mehr vermocht. Sauron ist nun geschlagen.

Die letzten Elben verlassen Mittelerde. Ihre Zeit ist vorüber und in wehendem Gewand wandern sie singend der Küste zu. Sie steigen auf die Schiffe und folgen der untergehenden Sonne über den Horizont hinaus. Weinend blicken die verbliebenen Elbenfreunde ihnen nach. Das Meer rauscht. Die Zeit der Menschen bricht an.

Elb sein! Oder Hobbit! Wie sicher scheinen Dir ihre Handlungen? Wie selbstverständlich tun sie, was sie tun? Wer mag bestreiten, dass sie leben? Wer mag bestreiten,

dass sie sind, was sie sein sollen? Die Elben trugen alle Kunst und alles Schöne aus dem Land der Götter nach Mittelerde und bekämpften stets mit feurigem Hass, was dem freien Leben Feind ist. Doch benötigen sie keinen Feind und am Liebsten leben sie ihre Unsterblichkeit in Frieden und Einklang. Sie achten und lieben die Natur und tun ihr keinen Zwang an. Sie wollen und brauchen nicht mehr als sich. Die Menschen scheinen ihnen anfällig, schwach und wankelmütig – unruhig. Immer suchen sie mehr als sie haben. Nie geben sie sich zufrieden. Neidisch blicken sie auf ihre Nachbarn. Steht der Tod zwischen Elben und Menschen? – Das Gefühl, die Zeit laufe davon und bevor sie ablaufe, müsse noch etwas erledigt sein? Als die Orks unter Führung ihrer Herrscher die ersten Maschinen bauen, ganze Wälder roden und in Dampf und Qualm ihrer Gruben dem Feuer opfern, sind die Elben entsetzt – doch die Menschen zeigen sich im Stillen begeistert. Wo ist ihre Ehrfurcht dem Gewachsenen gegenüber! Warum wollen sie die Kräfte der Natur unter ihr Joch zwingen! Warum tun sie dem Vollkommenen Gewalt an! Mit welchem Recht! Welch unerbittlicher Geist hat sich ihrer bemächtigt! Auch die Hobbits zeigen eine Abneigung gegenüber Maschinen, denn sie lieben ihre Arbeit und keine

Maschine könnte ihnen geben, was sie nicht schon hätten. Sie sind wunschlos, solange die Regale der Speisekammern sich unter der Last des guten Essens bie-gen. Um Belange außerhalb ihres Landes kümmern sie sich nicht. Von den Kämpfen, die ihren stillen Fleck umtoben, erfahren sie nur in den Wirtshäusern und das Meiste, was sie dort erzählt bekommen, halten sie für Gruselgeschichten.

Du blätterst die letzte Seite des Buches um und starrst nachdenklich auf die leere Innenseite des Buchdeckels. Der Mensch als Wesen zwischen Hobbits und Elben? In der Entwicklung vom spielenden Kind zum gestaltenden Ich? Heldenhaft und groß leuchtet die Vorzeit Mit-teler-des zu Dir herüber und auch die Elbenfreunde strahlen in ihrem Licht. Wer würde wa-gen zu behaupten, Hurin und sein Volk, Turin und Beren hätten nicht gewusst, wofür sie le-ben und sterben? Doch diese Welt ist ausgedacht und nichts davon entspricht der Wirklich-keit. So sicher Du Dir des Wesens der Elben und Hobbits bist, so unsicher bist Du Dir über das Deiner Art und Dein eigenes. Du klappst den Buchdeckel um und legst das Buch zur Sei-te. „Wer bin ich?“, fragst Du Dich. Um Elben und Hobbits zu ergründen, last Du ihre Ge-schichte. Du beginnst zu verstehen, dass nur die Geschichte Deiner Vorfahren Dir

Auf-schluss über Deine Fragen geben kann. Du gehst zum Bücherregal und greifst hinein. Deine Hand vermag kaum den dicken Buchrücken zu umschließen. Du greifst zu. Schwer fällt das Buch in Deine Hände. Stumm betrachtest Du die unzähligen Anderen, die in langen Reihen das verstaubte Regal füllen. Dein Blick fällt zurück auf das Buch in Deiner Hand. Langsam streichst Du den Staub zur Seite. Goldene Buchstaben heben sich matt vom dunklen Grund ab. Deutsche Geschichte. Du legst Dich wieder auf Dein Bett. Du schlägst das Buch auf und begibst Dich auf eine Zeitreise.

Beginnen tut sie in den tiefen und verschwiegenen Wäldern Germaniens. Knorrige Eichen wachsen aus dem laubbedeckten Boden. Die Menschen wohnen in verstreuten Gehöften. Gemüseärten und Äcker umgeben die langen Holzbauten. Der Bauer bestellt das Feld, die Frau behütet Heim und Kinder. Mit Ger und Pfeil und Bogen geht er zur Jagd. Sprengt ein Reiter heran und ruft zum Thing, so umgürtet er sein ererbtes Schwert und zieht dem Thingplatz zu. Aus allen Himmelsrichtungen stapfen die Freien heran. Es wird Rat gehalten, Recht gesprochen, Für und Wider abgewägt, über Krieg und Frieden entschieden. Der Römer, der an die Grenzen drängt, will einen Freundschaftsbund

zum gemeinsamen Nutzen schließen. Händler sollen frei verkehren und Germanen im römischen Heer dienen. Zum Wohle des Friedens und im Vertrauen wird angenommen. Doch bald baut der Römer sich eine Festung für seine Legionen in das Land. „Zum Schutze des Volkes!“, heißt es. Steuern werden zu ihrer Versorgung erhoben. Sprachlos ergrimmt muss der Bauer zusehen, wie Korn und Gemüse und Rinder ihm genommen werden. Wehrt er sich, wird er vor den römischen Richter geschleift. Dieser spricht ihm Recht. Die gefesselten Fäuste ballen sich hinter seinem Rücken. Die Zähne krachen aufeinander. Zornig faltet sich die Stirn. Ist es Freundschaft, ist es Frieden? Raubt der Freund, dem Freund sein Recht? Was fehlt noch zum Knecht? Das ist nicht mehr die Freiheit der Väter. Still reiten die Boten des Nachts von Hof zu Hof. Vor dem Kaminfeuer sitzt der Hausherr und schärft das Schwert. Wochen vergehen. Gleichgültig tragen die Bauern die Last der Unterdrücker – bis der Aufstand losbricht. Die Festung fällt im Sturm. Die Legionen werden in den Schluchten Germaniens eingekesselt und vernichtend geschlagen. Dumpf fällt der Kopf des stolzen Drachen in die staubige Erde. Tief steckt das Schwert in seiner Brust. Seine Schuppen glitzern unter dem Blut hervor. Da packt Sigfried das Schwert mit beiden

Händen, entreißt es dem toten Leib und reckt es blutig wie es ist zum Himmel. Germanien ist frei!

Wieder und wieder suchen die Römer der germanischen Stämme Herr zu werden, doch wie-der und wieder kommen die Legionen müde mit schweren Verlusten erfolglos zurück. Mat-ter werden Geist und Arm Roms, die Kraft seiner Jugend, die ein Weltreich erschuf, ist ver-braucht. Nur zu erhalten, gilt es nunmehr das Bestehende und so beginnt es entlang seiner Grenzen lange Wälle zu ziehen, Palisadenzäune zu errichten, Türme zu bauen. Doch vor dem Leben und der tätigen Zeit, lässt es sich nicht gut verstecken, seien die Gräben auch breit und die Mauern hoch. Eng wird es zwischen dem Meer im Norden und dem Grenzwall im Westen und Süden für die germanischen Stämme. Neue drängen aus Skandinavien. Da dröhnt die Erdmasse Eurasiens unterm Hufgetrappel der mongolischen Reiterhorden. Aus den endlosen Weiten der kalten Steppe ergießt sich dies fremde Volk nach Westen. Die Germanen, den Kampf Mann gegen Mann auf freiem Feld suchend, können dem bewegli-chen Feind nichts entgegensetzen. Unter Pfeilschwärmen werden sie nach Westen getrieben. Der Druck auf die Grenzbefestigungen Roms nimmt zu. Die Deiche brechen und wie die Flut strömen

die jungen Völkerscharen in das weströmische Imperium. Völkerwanderung. Auf der Suche nach freiem Land durchstreifen die Stämme Europa. Rom wird mehrmals genommen. Wo Raum ist, lassen sie sich nieder und so entstehen in Gallien, im italienischen Stiefel, auf der iberischen Halbinsel und im Wüstensand Nordafrikas germanische Reiche. Doch ihre Zeit ist gezählt und die Wurzeln schlagen nicht. Der Segen der heimischen Erde bleibt ihnen trotz ihrer Liebe zu der Sonne des Südens, den strahlenden weißen Küsten und dem blauen Meer versagt. In Kämpfen mit dem oströmischen Imperium, das in Konstantinopel überdauern konnte, und den heimischen Völkern, gehen die Meisten schon nach wenigen Geschlechtern unter. Die Männer fallen auf den Schlachtfeldern. Frauen und Kinder werden, wenn sie nicht vorher den Freitod wählten, als Sklaven verkauft. Auch untereinander führen die Stämme Krieg – erbitterter als gegen jeden fremden Feind, denn unter ihresgleichen fordern sie vom Anderen, was sie selber bereit sind zu geben und im gegenseitigen Überbieten fließt das Bruderblut in Strömen. Zudem treffen sie erstmalig auf das Christentum. Fremd scheinen ihnen die Gebärden. Die tiefen Gewölbe im Kerzenschein. Die heiße, rauchige Luft, die den Kopf umnebelt. Das demütige

Knien vor dem Kreuz. Das Niederschlagen der Augen. Das Beten und Bitten. Die ehemaligen weströmischen Untertanen sind getauft. Wer als germanischer König anerkannt werden will, muss getauft sein. Mal leichteren, Mal schwereren Herzens werden die Könige zu Christen. Der Adel folgt. Priester scharen sich um sie, sie im Namen Gottes zu beraten. Als Herrscher, nun in Gottes Namen, nicht Kraft des Things, wie die Priester ihnen sagen, seien sie niemandem mehr Rechenschaft schuldig – außer der Kirche und ihres Führers, des Papstes, der als Stellvertreter Gottes auf Erden han-dele. Nie wieder bräuchten sie sich wählen lassen. Machtgierige Könige entfernen sich von Gefolgs-männern und Volk. Die Kirche empfängt sie mit offenen Armen. Da die Kirche, oh-ne das Schwert auch nur das Kreuz besitze, sei sie auf die Krone so angewiesen wie der Kö-nig auf das Kreuz, wenn es im Thing Streit gebe. Die Waage müsse sich halten lassen. Früh werden die Kinder in die Klosterschulen geschickt. Sie lernen Latein und das Lesen der Bi-bel. So entwickelt sich in Gallien das fränkische Reich. Straff geführt ist es kleineren Stäm-men überlegen. Es breitet sich aus. Was das Schwert erobert, wird unter das Kreuz gezwun-gen. Und wo das Kreuz seinen Weg schon hineingefunden hat, öffnen sich die Tore dem Schwert. Mit

Schwert und Kreuz einen die Franken Germanien. Nur die Sachsen wollen sich nicht beugen; weder dem Kreuze, noch einem gottgegebenen König und seinem fremden Recht. Einstimmig lehnt das Thing König Karls Unterwerfungsgebot ab. Er besetzt ihr Land. Er baut Kirchen und tauft die schwachen Edeling. Die Freien sammeln sich, schlagen den fränkischen Heerbann, jagen die Getauften davon und brennen die Kirchen nieder. Hin und her wogt der Kampf. Die Sachsen müssen sich zurückziehen. Sie preschen mit angelegten Speeren und wehenden Fahnen auf stolzen Schlachtrössern wieder heran. Die Franken fliehen! Doch im nächsten Jahr rückt ein frisch aufgestelltes Heer wieder vor. Jahr für Jahr sterben Sachsen. Zu langsam wachsen die Söhne. Groß ist das Reich König Karls und unerschöpflich seine Quellen. Die Sachsen werden nach jahrzehntelangem Krieg bezwungen, getauft und den Kindern in den Schulen Latein und das Lesen der Bibel gelehrt.

Als vom Papst gekrönter Kaiser stirbt Karl und sein Reich zerbricht. Aus den Scherben entstehen das west- und ostfränkische Reich. Machtkämpfe lodern. Aus ihnen hervortritt Heinrich der Sachse als König des Ostfränkischen Reiches und erster Deutscher König. Sachsen und Fran-

ken wählen ihn. Schwaben und Bayern sind nicht zugegen, doch sie fügen sich im Nachhinein. Die Salbung der Bischöfe lehnt er ab. Den Herzögen lässt er in Angelegenheiten ihrer Stämme freie Hand. Die Ungarn fallen als Reitervolk in die Grenzlande des Reiches ein. Wieder fliegen Pfeilgeschwader wie Wolken am Himmel. Wieder vermag die unbewegliche Kampfweise den Feind nicht aufzuhalten. Heinrich handelt einen Tributfrieden aus. Jährlich fahren große Karren an die Grenzen und bringen den Ungarn Korn, Rinder, Pferde, Silber und Gold. Steinburgen werden gebaut, an deren Mauern Brandpfeile wirkungslos abprallen; Pferde gezüchtet; jeder zehnte Mann geschult in Angriffslinien zu reiten und die langen Lanzen zu führen. Nach jahrelanger Arbeit verweigert er jede weitere Zahlung. Die Ungarn greifen wütend an. Die Bauern ziehen sich mit der Ernte auf die Fluchtburgen zurück. Die Panzerreiter schlagen die nur leicht bewaffneten Ungarn und hetzen sie über die Grenzen. Die Blicke der Sachsen richten sich weiter nach Osten. Spärlich besiedelt zeigt sich das Land östlich der Elbe. Wieder fliegen die Fahnen. Die Panzerreiter reiten in die Morgensonne, die ihre ersten Strahlen über die feuchten Sumpflandschaften, weißen Strände und dichten Wälder des wilden Ostens legt. Die

kleinen slawischen Stämme werden botmäßig gemacht. Ihre Festungen erobert. Steinburgen gebaut. Heinrich stirbt. Sein Sohn Otto lässt sich in Rom vom Papst zum Kaiser krönen. Es ist der Beginn des Heiligen Römi-schen Reiches Deutscher Nation.

Immer weiter stoßen die Panzerreiter nach Osten entlang der Ostsee vor. Bauern aus dicht-besiedelten Ländern des Reiches ziehen hinterher. Die Slawen werden christiani-siert. Um die Burgen im Reich sammeln sich Häuschen an und Städte entstehen. Der Ostseehandel blüht unter der Hanse auf. „Stadtluft macht frei.“ Bürgerverordnun-gen sammeln sich in den prunkvollen Rathäusern, die vom Reichtum der Stadt künden, und entscheiden gemeinsam über ihre Geschicke. Die ersten Universitäten werden ge-gründet. Das Handwerk entfaltet sich unter dem Zunft-wesen. Gewaltige Backsteindome werden errichtet. Die großen eisenbe-schlagenen Tore öffnen sich. Der Bürger schreitet ehrfürchtig hinein. Der Trubel des engen Stadt-lebens verblasst. Erhabene Stille herrscht. Kühl und klar ist die Luft. Kalt und dumpf erschallen leise die Schritte auf dem glattgeschliffenen Stein. Langsam hebt der Bürger sein Haupt. Sein Blick sucht der sich eröffnenden Weite nachzueilen. Aufwärtsstrebende Säulen ziehen an ihm vo-

rüber. Unzählige Bänke bedecken den Boden. Die Wände halten seinem Blick Schritt. In der Ferne leuchtet im Glanz der durch die langen schmalen Fenster einfallenden Sonne das goldene Kreuz. Still verharrt sein Blick. Es gibt ihm Halt, denn er glaubt sich im Raum zu verlieren. Wände und Säulen jagen empor. In der Höhe verlieren sie sich. Besitzt dieser Raum eine Decke? Seine Augen folgen dem Gedanken. Wie im hohen Buchenwald die langen glatten Stämme sich in der entfaltenden Krone verlaufen und das verflochtene Blätterdach seinen milden Schatten auf den Waldboden wirft, so zerfließen die geraden Wände in der sich wölbenden Decke. Erfüllt setzt der Bürger sich auf eine Bank und genießt den Waldesfrieden. Die Kirche hat an Einfluss gewonnen. Kirchenherren beherrschen Ländereien. Bischöfe sind an der Kaiserwahl beteiligt. Papst und Kaiser, Schwert und Kreuz, ringen um die Vorherrschaft. Das Lehnrecht herrscht unter den Freien. Der Kaiser gibt seinen Herzögen Land. Sie müssen ihm dafür treu zur Seite stehen. Die Herzöge tun Gleiches mit ihren Gefolgsmännern und diese mit ihren. Besitzt ein Mann ein Lehen, so ist er Grundherr. Die Menschen, die auf seinem Grund wohnen, sind als Hörige zu Abgaben verpflichtet, als Leibeigene sein Eigentum. Freie Bauern, nur Kaiser und Reich

untertan, werden seltener. Freiwillig begeben sich viele in Abhängigkeit; der Grundherr verspricht ihnen Schutz – sie sind dem Kaiser nicht mehr zu Kriegsdienst verpflichtet – und Arbeit. Denn kleiner und kleiner sind die Felder von Vater zu Söhnen geworden und es reicht nicht mehr. Unfreiwillig werden andere zur Knechtschaft gezwungen. Tapfer und stolz kämpfen sie wie ihre Vorfahren für ihr eigen Gut und Boden, doch der vereinigten Kraft von Schwert und Kreuz können sie nichts entgegenzusetzen. Demütig arbeiten die Menschen auf den Feldern. Hohe Abgaben zahlen sie an Lehnsherrn und Kirche. Sie dürfen weder fischen noch jagen, noch Holz im Wald schlagen. Kommt ein Ablassprediger des Weges, der ihnen verspricht ihre Zeit nach dem Tode im Fegefeuer zu verkürzen, geben sie ihm ihr letztes Geld, um ihr ohnehin armseliges Dasein jedenfalls in Hoffnung auf das Himmelreich bestreiten zu können. Aus den Dörfern ragen Kirchen. Gehen sie am Sonntag hinein, so spricht dort der Priester: „(...) Aufruhr ist von Gott verboten, da er sagt durch Mosen: (...) Was Recht ist, sollst du mit Recht ausführen. Auch: Die Rache ist mein, ich will wiedergelten.(...) Niemand kann sein eigener Richter sein. Nu(n) ist Aufruhr nicht anders, denn selbst richten und rächen, das kann Gott nicht leiden.“ Zudem

spricht Christus: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ Paulus: „Jedermann sei der Gewalt untertan.“ Petrus: „Seid untertan aller menschlichen Ordnung.“

In Rom sitzt der Stellvertreter Gottes auf Erden auf dem Stuhl Petri. Deutsche Mönche pilgern über die Alpen, um sich vom gottnahen Mann segnen zu lassen. Barfuß frierend, gebückt in ihren dunklen Kutten, dem eisigen Wind ausgesetzt, zerfurchten Gesichts, ziehen sie auf einsamen Wegen der Weltstadt in der Hoffnung zu, im Zentrum der Christenheit Frieden in Gott und Erlösung von der quälenden Schuld ihrer Sünden zu finden. Doch enttäuscht kehren sie zurück. Prassende Kirchenfürsten und Kardinäle, die mit dicken Backen in Brokatgewändern, Goldketten um den mächtigen Hals, und Silberringen an den Fingern, die Lustbarkeiten des Lebens genießen, und dem staunenden Selbstgeißler entschuldigend erklären, jeder Mensch sei allemal Sünder, treiben sie schauernd in die Einsamkeit der Berge. Nachdenklich ziehen sie nach Norden Deutschland zu. Der Teufel hat sich Roms bemächtigt. Einer von ihnen ist der gottesfürchtige Martin Luther. Den Ablasshandel nimmt er zum Anstoß, den Streit mit der römischen Kirche zu entfachen. Sei es möglich der Buße für seine Sünden über Geldzahlungen an die Kirche zu entkommen? Nie-

mals. Gott lasse sich nicht bestechen und um den Glauben betrügen, der allein die Menschen zu ihm führe. Die römische Kirche ist erbost. Er wagt es ihre Deutungshoheit in Frage zu stellen? Doch Luther erzittert nicht, er geht sogar noch weiter. Gottes Wort, die Bibel, sei heilig und jeder, der mit seinem Glauben an ihm hänge, werde mit ihm vereinigt. Keines Werks bedürfe er um fromm zu sein und so sei er entbunden von allen Geboten und Gesetzen. Das aber sei Freiheit. Zwischen dem Menschen und Gott also – nichts? Keine Kirche? Jedem, der die Bibel liest, ist es möglich Gottes Wort zu verstehen? Die Kirche – nur Lieferant einer möglichen Deutung? Rom schnaubt vor Wut. Luthers Lehren verbreiten sich schnell, denn er schreibt auf Deutsch. Ein Aufstand unter den letzten Reichsrittern bricht los, die machthungrige Kirche aus Deutschland zu vertreiben. Er scheitert am Kleinmut der Mitstreiter. Ulrich von Hutten, der Ritter mit Feder und Schwert, muss geschlagen in die Schweiz fliehen. Doch auch die unterdrückten Bauern schöpfen Hoffnung. Sie sammeln sich in Waffen. Bibelkundige führen sie. Forderungen werden mit Verweis auf die heilige Schrift an die Fürsten geschickt. Gott ist mit uns! Die Söldnerheere greifen an. Es kommt zu keinem Kampf. Kanonen donnern. Beim ersten Auf-

prall jagen die Bauern auseinander. Sie fliehen nach Hause. Einige überfallen schutzlose Klöster und Schlösser – töten und rauben. Auch sie weichen dem nahenden Feind, werden Einzelnen geschnappt und aufgehängt. Kalt und leer weht der Wind über die demütig arbeitenden Menschen. Nur dies Leben hatten sie zu verlieren, als sie aufstanden, doch das Kämpfen war ihnen fremd geworden. Der stete Zweifel, ob Gott ihnen wegen des Aufruhrs nicht doch noch zürnen werde, ließ sie im Angesicht des siegenden Feindes und des daraus abzulesenden Gottesurteils wanken. Der feste Glaube ihrer Ahnen an das eigene Erkennen von Richtig und Falsch hatte sie verlassen.

Deutschland und Europa spalten sich im Streit um die Kirche – neben der katholischen Roms, bilden sich lutherische Landeskirchen. Fürsten verfolgen Andersgläubige in ihren Ländern. Wer nicht willens ist den Glauben des Fürsten anzunehmen, muss gehen. In Böhmen beginnt der „Krieg der Religionen“. Obwohl dort das seltene Zugeständnis der Religionsfreiheit gilt, sucht der Kaiser es zu katholisieren. Die Adligen sammeln sich. Die Abgesandten des Kaisers werden zum Fenster hinausgeschmissen. Sie landen im stinkenden Misthaufen. Die protestantischen Fürstentümer des Reiches stellen sich geschlossen hinter die aufstän-

dischen Angehörigen ihres Glaubens. Die Fronten verhärten sich. Europäische Mächte mischen sich ein. Der Däne ergreift Partei für die Protestanten; als er durch die Heere des Kaisers unter Wallenstein geschlagen ist – der Schwede. Beide werden von den katholischen Franzosen mit Waffen und Geld unterstützt. Ist es wirklich ein Religionskrieg? Am Ende fallen die Franzosen selber in das Reich ein. Kanonen krachen. Kugeln sausen. Mauern und Türme wanken. Trümmer fliegen. Blut fließt durch die Straßen der gestürmten Städte. Sie gehen in Flammen auf. Söldnerheere ziehen durch das Reich. Sie wechseln die Fahnen nach Windrichtung. Sie plündern, sie brandschatzen. Heut kommen die Schweden und nehmen dem Bauern alles. Sie sind auf der Flucht. Morgen jagen die Kaiserlichen heran. Wo ist der Schwede? Sie nehmen alles, was noch übrig ist und eilen weiter. Die Bauern verhungern. Seuchen gehen um. Schwelende Ruinen bedecken das Land. Grau und Schwarz, wie die verstümmelten Leiber Toter, heben sie sich aus der Asche des Bodens. Dreißig Jahre ist das Reich Schauplatz des Krieges. Es liegt in Trümmern und fast die Hälfte der Deutschen ist tot.

Frankreich ist nun die erste Macht des europäischen Festlandes. Das Reich löst sich auf. Es ist nur mehr ein loser

Verbund der einzelnen Fürstentümer. Die Habsburger Hausmacht trägt die Kaiserkrone in Wien. Im Nordosten entsteht in Sumpf und Sand das Königreich Preußen. Der Soldatenkönig baut ein straffes Heer. Religionsfreiheit herrscht und Glaubensflüchtige aus dem ganzen Reich siedeln im brach liegenden Land. Der König prast nicht; feiert nicht wie an anderen Höfen des Reiches und Europas üppige Feste auf den Schultern des Volkes – er spart und arbeitet. Sein Sohn Friedrich ist der Kunst zugetan – und dem französischen Wesen. Er kleide sich zu gerne wie ein Mädchen, meint der Vater, der ihn zum Soldaten machen will. Er schlägt ihn. Mit achtzehn Jahren sucht Friedrich dem straffen Elternhaus zu entfliehen. Ein Freund begleitet ihn. Doch beide werden gefasst und der König lässt vor den Augen des Sohnes seinen Freund köpfen. Zehn Jahre später stirbt der König und Friedrich folgt ihm auf den Thron. „Der Staat bin ich!“ ruft der französische König. „Das Vaterland bin ich!“ ruft der nachahmende Karl Eugen von Württemberg, als er auf die Not seines Volkes hingewiesen wird. „Ich bin der erste Diener meines Staates.“, verkündet Friedrich. Andere Landesväter des Reiches reißen tausende Untertanen aus ihren Familien und verkaufen sie an Franzosen und Engländer zum Kampf in den Kolo-

nien, um die Kosten ihres verschwende-rischen Hofstaates unterhalten zu können – Friedrich fordert von seinem Volk nur, was er selbst bereit ist zu tragen. Er führt Krieg, um Schlesien dem Habsburgerreich abzuknöpfen. Ihm gelingt es. Er schafft die Folter ab, jenes menschenunwürdige Instrument zur Erquälung eidesstaatlicher Aussagen, und kontrolliert unerbittlich den Einhalt der Gleichheit vor dem Gesetz – für Arme und Reiche. Gerechtigkeit! Nicht im aufgeklärten Frankreich oder England streckt sie ihre zarten Fühler in das Licht, sondern im bäurischen Preußen. Friedrich lässt Gräben graben um sumpfiges Land trocken zu legen; gewinnt Siedler aus den dichtbesiedelten Gebieten am Rhein und in Flandern; lässt Dörfer und Schulen bauen. Er lässt Kartoffeln anbauen. Er steht früh morgens auf. Jedem Minister schaut er auf die Finger. Alles will er wissen. Er spielt Querflöte. Österreich will Rache. Mit Russland, Frankreich und Schweden schließt es einen Pakt. Von allen Seiten rücken die Heere auf Preußen vor. Preußen greift an. Europa schreit auf. Ein Monster!; der es wagt den Frieden zu brechen! Barbar! Nach allen Seiten wehrt sich Friedrich. Er gewinnt und verliert Schlachten. Die Kugeln sausen an seinem Kopf vorbei, wenn er seinen Soldaten voranstürmt. Fliehen sie, schlägt er wütend mit

dem Stock auf sie ein. Im Feld ist er bei ihnen. Er isst mit ihnen am Feuer. Die Übermacht ist zu groß. Sein Land wird besetzt, Berlin zweimal vom Feind genommen. Er gibt nicht auf. Wie ein Räuberhauptmann befehligt er seine verbliebenen Soldaten im verlor-enen Land. Die Soldaten fluchen über ihn. Sie reißen Witze über seine miese, dre-ckige Kleidung; und doch gehen sie für ihren König, der alle Qualen mit ihnen teilt, durch die Höl-le. Sie lieben ihn. Er führt Preußen durch die Feuertaufe.

Frankreichs Vorherrschaft über Europa bröckelt. Stolz er-wacht im Reich. Das Volk beginnt wieder Deutsch zu spre-chen, Deutsch zu schreiben, Deutsch zu denken. Es ist die Zeit der Deutschen Klassik. Mit Begeisterung wird das Al-tertum erforscht – eine Zeit vor dem Jahr Null. Christliche Hüllen fallen unter der Liebe zur Wahrheit und zum na-türlichen Menschen-tum; seiner Schönheit, seinem Geist, seiner Größe. In „Die Leiden des jungen Werther“ malt Goethe das Bild der tragischen Liebe, die Werther in den Selbstmord treibt. Wie er die tau-frischen Wiesen damp-fend im Sonnenschein liebt, und die Luft im Wald nach leichtem Re-genfall, so liebt er Charlotte, obwohl er um ihren Verlobten weiß. Ihm ist bewusst, dass es keinen Weg für sie beide gibt, dass die hoffnungslose Liebe sein empfin-

dendes Herz ver-brennen muss – doch er kann sich nicht wenden, nicht biegen, nicht beugen. Ausgelaugt wählt er den Freitod. Eine Todsünde nach christlichem Verständnis; nimmt er doch mit der Pistole selber die Entscheidung über Leben und Tod in die Hand? Der Mensch selbst bestimmt sein Schicksal, heißt die neue Auffassung. Die ersten Bildungsromane werden ge-schrieben. Das Theater als moralische Bühne erwacht. Der einzelne Mensch im Strudel der Massen und Zeiten steht im Mittelpunkt. Kann er sich behaupten? Vermag er sich und seiner Vorstellung vom Guten und Schönen treu zu bleiben? Wie verändert ihn die Welt? Wie ver-ändert er die Welt? Tyrannei wird an den Pranger gestellt. Muss der denkende Mensch sich willenlos unterordnen? – Vor allem, wenn er der Überzeugung ist, dass der Fürst falsch han-delt? Wem ist er verpflichtet – dem Tyrannen? Oder sich selbst? Was ist das Gesetz? Kerker der Größe?, weil es die große Persönlichkeit dem Mittelmaß unterwirft? In den Köpfen des deutschen Bürgertums rumort es. Da dringt Geschrei von Westen her. Revolution. „Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!“, schallt es durch die Gassen von Paris. Das Schloss wird ge-stürmt, der König und seine Frau hinausgezogen, und auf offener Straße hingerichtet. Tu-mult bricht aus. Die Guillotine

jagt hoch und hinunter. Die Köpfe des Adels rollen. Blut fließt. Die anfangs jugendlich begeisterten Deutschen wenden sich schnell erschrocken ab. Ist dies das Gesicht der Freiheit? Ist dies das Wesen des losgeketteten Menschen? „Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittert nicht.“ , schreibt Schiller. Nicht der freie Mensch wirft in Frankreich die auf ihm lastenden Ketten von sich. „Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben daß wir etwas verehren, das über uns ist.“ , schreibt Goethe. Freiheit ist nicht die Lösung von aller Bindung, aller Verantwortung, allem Gesetz. Das Fallen im schwerelosen Raum. Richtungsloses Wollen des Augenblicks. Sie ist höchste Verpflichtung. Höchstes Streben. Höchste Verehrung. Das Licht, das durch das kleine Loch in der dumpfen Kerkerwand fällt. Der Freie klettert ihm entgegen. Höher und höher. Und ist er oben, so zerschlägt er die Mauer. Denn immer strebt er zur Sonne, zum Höchsten. „Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren: Was sie willenlos ist, sei du es wollend – das ist!“ , schreibt Schiller. Die Pflanze ist, was sie sein soll. Sie kann nicht anders – sie ist frei, denn Schiller schreibt: „Freiheit ist das in sich selbst gegründete Sein.“ Der Mensch ist frei – „ein in sich selbst

„gegründetes Sein“ – im Erlebnis des Guten, des Schönen, des Großen. Kunst ist Ausdruck dieses Erlebnisses. Sie erhebt den suchenden Menschen, weist ihm den Weg zur Freiheit. Bildung und Erziehung, die Liebe zur Freiheit, sind nötig, bevor die Ketten abgestreift werden; damit der „Befreite“ nicht bodenlos fällt; in der Dunkelheit ertrinkt – denn ohne Ziel ist kein Weg.

In Frankreich enden die Jahre des Chaos mit der Krönung Napoleons zum Kaiser. Dieser greift unter der Fahne der Revolution das monarchische Europa an. Der Kaiser des bis dahin bestehenden Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation dankt ab. Preußen wird geschlagen und ganz Deutschland besetzt. Doch vor allem in Preußen ist die Fremdherrschaft dem Volk zuwider und als der preußische König das Volk aufruft sich zu bewaffnen und Freiwilligenverbände im Kampf gegen die Franzosen zu bilden, strömen die Studenten zu den Fahnen. Mit einundzwanzig Jahren fällt Theodor Körner im Kampfe. Vorher schrieb er für sich und seine jungen Freunde diese Worte:

„So ständ' ich denn im letzten Glühn des Lebens,

Die nächste Stunde bringt mir Nacht und Tod.

So ständ' ich denn am Ziele meines Strebens,  
Stolz auf die Blüten, die das Glück mir bot!  
Ichühl' es klar, ich kämpfte nicht vergebens;  
Durch Todesnacht bricht ew'ges Morgenrot.  
Und muß ich hier mit meinem Blute zahlen,  
Ein Gott vergilt mit seines Lichtes Strahlen!

Die Stimme des Jahrhunderts wird verhallen  
Und das Geschlecht versinken, das mich kennt;  
Doch Enkel werden zu den Trümmern wallen,  
Wo dankbar dann mich manche Lippe nennt.

Wer mutig für sein Vaterland gefallen,  
Der baut sich selbst ein ewig Monument  
Im treuen Herzen seiner Landesbrüder,  
Und dies Gebäude stürzt kein Sturmwind nieder.

Ich folgte unbewußt dem dunkeln Drange,  
Der mit des Jünglings frühster That erwacht! –  
Von edlem Feuer lodert mir die Wange,  
Der Sturm der Weihe hat es angefacht.  
So waffn' ich mich zu meinem letzten Gange,  
Und was mein kühnster Traum sich nicht gedacht:  
Um aller Kronen schönste darf ich werben,  
Darf für mein Volk und meinen Glauben sterben!

Was thaten sie, die wir im Lied vergöttern,  
Von denen noch der Nachwelt Hymne spricht?  
Sie hielten aus in Kampf und Sturmeswettern  
Und standen treu bei Tugend, Recht und Pflicht;  
Das Schicksal kann die Heldenbrust zerschmettern,  
Doch einen Heldenwillen beugt es nicht!

Gemächlich mag der Wurm im Staube liegen,  
Ein edles Herz muß kämpfen und wird siegen!“

Gemeinsam mit Engländern und Russen wird Napoleon geschlagen. Doch für welches Volk, für welches Vaterland zogen diese Jünglinge in die Schlacht? Für Sachsen? Für Preußen? – Nein, für Deutschland. – Ein Land, das es auf der Landkarte nicht gibt; das aber als geistiges Reich die Köpfe der Menschen erobert hat. Die Landesfürsten kümmern sich nicht darum. Ihre persönliche Macht gilt ihnen mehr. So bleibt Deutschland zerstückelt. Das Bürgertum aber wird zum Träger des geistigen Reiches. Es macht sich auf die Suche nach sich selbst – dem Geheimnis der Pflanze Schillers auf der Spur. Volkslieder und Volksmärchen werden gesammelt. Das erste deutsche Wörterbuch veröffentlicht. Die Geschichte der eigenen Ahnen neben der antiken Welt erforscht. Die Liebe zur Natur und die tiefe empfundene Verwandtschaft zu ihr finden in Dichtung und Gemälden Ausdruck. Der „Wanderer über dem Nebelmeer“ ist der deutsche Bürger der Zeit – stolz auf die erklommene Höhe blickt er in eine hinter Nebelschleiern verborgene Zukunft, aus der höhere Gipfel wie Schemen,

nur ge-ahnt, hervorragen. Jung ist das Volk. Was für Kräfte mögen noch in ihm schlummern? Caspar David Friedrich verkündet mit dem Pinsel einen neuen Glauben. Kein Beten. Kein Bitten. Einsame Menschen in langen Gewändern, an steiniger Küste unter grauem Himmel dem dunklen Meer entgegenblickend; auf verschneiten Wegen in tiefen Wäldern hochstämmiger Tannen und Fichten; bei Sonnenuntergängen zwischen knorrigen Eichen und übermoosten Felsen; in zerfallenen, verwunschenen Kirchen, umsät von aus dem Schnee emporragenden Kreuzen; auf Berggipfeln umgeben von aufsteigenden Nebeln; in Felsschluchten vergessene Heldengräber aufsuchend – finden von der Natur völlig eingenommen und erfüllt, ehrfurchtsvoll, Ruhe und Frieden. Sie wenden dem Betrachter des Bildes den Rücken zu und tauchen ein in die machtvolle Welt der Gewalten, die sie zu verschlucken scheinen. Wehmut durchzieht die Gemälde. Doch sie ist keine Trauer über die Vergänglichkeit des Menschen gegenüber der Allmacht der Natur. Sie ist Erkenntnis, stille Erhabenheit, Mut angesichts der Unveränderbarkeit des Schicksals, das wie das endlose Nebelmeer, unergründlich, einen Schleier über verborgene Landschaften legt. Der einsame Mensch ist nur noch er selbst.

Die deutsche Jugend turnt seit den Befreiungskriegen. Große Feste finden statt. In flammen- den Reden wird die deutsche Einigkeit beschworen. Lieder schallen am Feuer. Die Bürger fordern Mitbestimmung. Haben sie in den Befreiungskriegen nicht bewiesen, dass sie groß denken können? – Dass sie das Wohl von Volk und Vaterland bereit sind über ihr Eigenes zu stellen? Sie fordern die Einheit Deutschlands. Einen König. Ein vom Volke gewähltes Parlament. Einige eifern Frankreich nach. Revolution. Barrikaden werden gebaut. Kurze Schusswechsel finden statt. Doch das Volk ist unpolitisch. Der deutsche Michel träumt noch. Der preußische König lehnt die Zusammenarbeit ab. Die Bewegung verläuft im Sand. Doch dann – Krieg mit Frankreich. In seinen Flammen schmiedet der preußische Kanzler Bis-marck das Deutsche Kaiserreich. Der preußische König wird in Paris zum deutschen Kaiser gekrönt. Österreich und Habsburg sind nicht beteiligt. Die Wirtschaft erlebt im neuen Kai-serreich einen ungeheuren Aufschwung. Das Volk wächst. Auf dem Lande fehlt der Raum. Die Maschine erobert das Reich. Mächtige Industrien heben sich qualmend aus dem Boden. Ihnen folgt der Arbeiter in die Städte. Die Städte wachsen. Mietskasernen nehmen die Arbei-terheere auf. Große Familien wohnen

in kleinen dunklen Kammern. Die Eltern arbeiten den ganzen Tag an den Maschinen. Immer derselbe Handgriff. Mit kohlschwarzen Gesichtern und Händen kehren sie spät abends heim. An den Wochenenden konsumieren sie zum Aus-gleich. Die Unterhaltungsgesellschaft erwacht. Essen, Trinken, Tanz und Musik halten die Waage zum ermüdenden Tagwerk. Deutschland wird zur Handelsmacht. An den Häfen ist Bewegung. Schiffe kommen, Schiffe gehen. Die internationale Arbeiterfront formiert sich. Der Sozialist geht um. Er ist gut gekleidet, gut gebildet, nimmt sich die Sorgen des Arbeiters zu Herzen – und hat sich dem Wohle der Menschheit verschrieben. Bismarck schafft die Sozialversicherung – ein System, das in Europa seinesgleichen sucht. Das vaterländische Bürgertum bleibt Träger der deutschen Volksidee. Doch das Geld nistet in den Köpfen. Form wird zur Tugend. Standesdünkel und Nützlichkeitsdenken beherrschen das Klima. Oberflächlichkeit. Schein. Ballkleider und gebügelte Anzüge ersetzen ehrlichen Charakter. Auf den Ruhm der Väter und Vorväter werden große Paraden veranstaltet. Laute Blasmusik tönt. Stolz präsentieren die alten Männer das Gewehr. Brav jubeln und klatschen die feinen Herrschaften, die sich versammelt haben. Sektgläser werden geschwungen.

Fortschritt! Zeitalter der Technik! Ist ein Ende abzusehen? Wird die Maschine bald die menschliche Kraft vollständig ersetzen können? Steil weist die Wissenschaft den Weg zum Paradies. Begeistert zieht die Menschheit hinterher – und verliert den Boden unter den Füßen? Die deutsche Jugend flieht aus den grauen dunklen Städten; aus aufgesetztem Spießertum und gebügeltem Anzug – sucht vor dem haltlosen Fortschritt Zuflucht in der heimischen Natur. Der Wandervogel entsteht. „Die Großstadt war am weitesten entfernt von der Natur, der Geliebten; in ihr regte sich am heißesten die Sehnsucht nach ihr, nicht in dem Landbewohner, der täglich und stündlich mit ihr verkehrt, (...). Ihr Wandervogel fühlte es, daß die Stadt mit ihrer Häßlichkeit und Engigkeit, nicht der Ort ist, wo ihr zu starken und reinen Menschen aufwachsen könnt.“, schreibt ein Wandervogelführer. Und weiter: „Liebe zur Natur heißt auch Liebe zum Natürlichen, zum Gesunden, zur Einfachheit der Lebensführung. Ihr zeigt der blasierten Menschheit, die heute vom Eisenbahnwagen aus Land und Leute studiert, die, in Staub und Stank gehüllt, Kilometersteine abrasen, die auf dem erhabensten Alpengipfel beim Klange des Grammophons diniert, wie der Mensch wahrhaft vornehm reist. Als ob es irgendein Glück, (...), gäbe, das man

sich nicht selbst erobern müsste!“ An den Wochenenden zieht die Jugend in das Land. Wandern. Volkslied. Volkstanz. Leben in der Natur. Leben in der kleinen Gemeinschaft. Leben für sich allein. Ohne beengenden Zwang, ohne Technik. Das ursprüngliche Leben von Mensch und Natur zu entdecken und die Welt wahrhaft zu erleben; in Hagel und Sturm, Blitz und Regen, sich rein zu waschen von allem Schein bürgerlichen Lebens; und sich selbst zu finden, wenn alles durchnässt und verweht ist, was an aufgesetzter Miene noch das Innerste verbarg – lachend im Regen stehen, wenn die Tropfen vom Haar in das Gesicht herunterlaufen; lachend zittern mit klappernden Zähnen; lachend mit schmerzenden Füßen der Dämmerung entgegenziehen, wenn die Kühe aus dem Stall blöken und Wiesen und Felder sich bis zum Horizont vor dem weiten Blick öffnen – sich finden und die Welt nach dem Gefundenen gestalten, ist die Losung dieser Jugend. Auf den einsamen, steinigen Pfaden Zarathustras sucht sie die Kraft, sich selbst zu zwingen, stählt sie im Schweiß der in der Sonne brennenden Stirne ihren eisernen Willen, beweist sie sich selbst, im Kampf mit sich selbst, hofft sie alles zu verlieren, um nur noch Mensch sein zu dürfen und die Höhe dieses Erlebnisses und der sich darum aufbauenden Anschauung

des Lebens als schöpferische Kraft dem geistigen Wohle des Volkes zu schenken. Im Einladungsschreiben für ihren ersten großen Jugendtag schreibt sie über sich selbst: „Sie möchte das, was in ihr an reiner Begeisterung für höchste Menschheitsaufgaben, an ungebrochenem Glauben und Mut zu einem adligen Dasein lebt, als einen erfrischenden, verjüngenden Strom dem Geistesleben des Volkes zuführen, und sie glaubt, daß nichts heute unserem Volke nötiger ist, als solche Geistesverjüngung. Sie, die im Notfall jederzeit bereit ist, für die Rechte ihres Volkes mit dem Leben einzutreten, möchte auch in Kampf und Frieden des Werktags ihr frisches reines Blut dem Vaterlande weihen. – Sie wendet sich aber von jenem billigen Patriotismus ab, der sich die Heldentaten der Väter in großen Worten aneignet, ohne sich zu eigenen Taten verpflichtet zu fühlen, dem vaterländische Gesinnung sich erschöpft in der Zustimmung zu bestimmten politischen Formeln, in der Bekundung des Willens zu äußerer Machterweiterung und in der Zerreißung der Nation durch die politische Verhetzung.“

Kurz darauf bricht der Erste Weltkrieg los. Das Deutsche Reich kämpft an der Seite der Habsburger gegen England, Frankreich und Russland. Die Wandervogel ziehen für ihre deutsche Zukunft in den Krieg; es ist ein Machtkampf.

Der konservativ – intellektuelle Schrift-steller Thomas Mann verschafft in folgenden Worten deutsch – bürgerlicher Gesinnung zu Kriegsbeginn Ausdruck: „Kurz, was ist es mit Deutschland? Welches sind seine Verbrechen? – Es hat, heißt es den Krieg gewollt und angefangen. Und es hat auch sonst barbarische Grundsätze an den Tag gelegt. – Darf ich darauf noch heute zwei einfache Worte erwidern? Vor allem, meine ich, sollte das bildungsstolze Europa sich seiner mühsam eroberten psychologischen Gesittung nicht so wütend entäußern – bei der ersten Gelegenheit, wo es sich lohnen würde, davon Gebrauch zu machen; es sollte nicht schuljungenmäßig über „Schuld“ und „bösen Willen“ perorieren, während es genau weiß, daß die Frage, ob Deutschland den Krieg gewollt hat, in die Schlünde des nie ausgedachten Problems von der Willensfreiheit führt und daß es nur für die Tapferkeit und den Menschenstolz eines Volkes spricht, wenn es frei zu wollen sich entschließt, was das Verhängnis ihm zu wollen auferlegt. Wer die Geschichte Friedrichs des Großen kennt und liebt, ist erschüttert und fast entzückt über die erstaunliche Ähnlichkeit der inneren Sachlage vom Hochsommer 1914 mit der vom Hochsommer 1756. Wie sehr muß der König die Beflissenheit verachtet haben, mit welcher der

Klüngel drüben sich unschuldig zu halten, defensiv zu tun und ihm das Odium des An-greifers zuzuschieben trachtete, - ihm, der erhaben war über die Heuchelei oder Einfalt ei-ner Psychologie, welche zwischen „Offensive“ und „Defensive“ säuberlich unterscheidet, und der Schuld und Odium gar nicht fürchtete! Welche Duckmäuserei, durchaus nicht schul-dig werden, nicht schuldig sein zu wollen! (...) Hatten nicht alle ihre Hoffnungen und Wün-sche? Waren nicht alle am Kriege interessiert? Rußland wollte Konstantinopel und das offe-ne Meer gewinnen, Frank-reich die verlorenen Provinzen zurückerobern, England die deut-sche Konkurrenz zu Boden schlagen, und alle mitein-ander gaben sie sich der innigen Hoff-nung hin, Deutsch-land unschädlich zu machen. Das war alles ohne Krieg nicht möglich. Nur Deutschland hätte, um seinen Weg zu machen, den Krieg nicht nötig gehabt. Und doch hat es die Offensive ergriffen. Man könnte einwenden, daß ein An-griff ja aus Not geschehen könne und dann also kein An-griff mehr sein, sondern eine Verteidigung. Aber Deutsch-land hat die Offensive ergriffen. Wenn Drei gegen einen stehen, sollte es dann jemals den Dreien sehr schwer fallen, den Einen in die Offensive zu drängen? Nein, nicht sehr schwer; eher leicht. Dem steht jedoch die Tatsache gegen-

über, daß Deutschland den Krieg, den „Präventiv-krieg“ gewollt hat. Es hätte seinen netten Präventivkrieg haben können, als England im Bu-renkrieg lag, Frankreich kein Pulver hatte und Rußland mit den Japanern nicht so ganz fertig geworden war. Es hat ihn nicht haben wollen. Aber jetzt hat es die Offensive ergriffen. Wie anständig ist die Tat, die Schicksal bejahende, Schicksal schaffende Tat, im Vergleich mit der schielenden Verlogenheit des Menschenwortes!“

Vier Jahre marschieren singend Kolonnen um Kolonnen in die Schützengräben. Vier Jahre harren sie aus in Schlamm und Schmutz. Vier Jahre rennen Soldaten aus aller Welt gegen sie an. Etliche Hunderttausend sterben im Wolkenbruch der donnernden feindlichen Kanonen. Vier Jahre betritt kein feindlicher Soldat deutschen Boden. „Ich bin heute innerlich so kriegsfreiwillig, wie am ersten Tage. Ich bin's und war es nicht, wie viele meinen, aus nationalem, sondern aus sittlichem Fanatismus. Nicht nationale, sondern sittliche Forderungen sind's, die ich aufstelle und verrete. Was ich von der „Ewigkeit des deutschen Volkes“ und von der welterlösenden Sendung des Deutschtums geschrieben habe, hat nichts mit nationalem Egoismus zu tun, sondern ist ein sittlicher Glaube (...): ich glaube, daß

die Menschheitsentwicklung ihre für das Individuum und seine innere Entwicklung vollkommenste Form im Volke erreicht; und daß der Menschheitspatriotismus eine Auflösung bedeutet, die den in der Volksliebe gebundenen persönlichen Egoismus wieder freimacht und auf seine nackte Form zurückschraubt.“ , schreibt der Wandervogel Walter Flex bevor er an der russischen Front fällt. Nach vier Jahren des Kampfes stürzen Sozialdemokraten den Kaiser – die neue Putschregierung kapituliert bedingungslos. Die Schmach bricht das deutsche Herz. Kämpfen und Sterben? Ja! – Aber aufgeben? Sich der Gnade des Feindes bedingungslos ausliefern? Sich ein Leben in Knechtschaft diktieren lassen? Das überlebt der Freie nicht. – Der Deutsche überlebt es, doch er hadert mit sich, dem Schicksal, der Gerechtigkeit. Wie konnte der Sieg ausbleiben? War nicht die Geschichte mit uns? Wer trug, was wir trugen, wer kämpfte wie wir kämpften, wer glaubte wie wir glaubten an eine bessere Welt und Zukunft? Doch Verrat stahl dem Kämpfenden im kräftig ausholenden Hieb die Waffe aus der Hand. Verrat aus dem Rücken, aus den eigenen Reihen! Er stahl dem Kämpfer die Freiheit im Tod. Blutrot vor Scham und Zorn entflammt das deutsche Gesicht. Verrat aus den eigenen Reihen! Verrat aus den eigenen

Reihen bringt den hoffnungsvoll Kämpfenden um den sicher ge-glaubten Sieg – denn eine neue Sonne schien am Horizont ihre ersten Strahlen zu entsenden und Deutschland und Europa in ein Licht der Verjüngung tauchen zu wollen. Wer hemmt der Sonne Lauf? Wer glaubt nicht, dass sie mittags im Süden stehen wird, wenn sie morgens im Osten aufzugehen schien? Die Deutschen glaubten es. Sie glaubten an ihren neuen Morgen und umso schwerer traf sie die Wirklichkeit. Der Traum zersprang in tausend Scherben und aus den am Schicksal verzweifelnden, an der Ungerechtigkeit des zerstörenden Friedens leidenden deutschen Herzen hebt sich in dunklen Wolken schweren Schicksalsturms wachsend die – trotz allem – erhabene Ahnung des Spenglerschen „Untergang(s) des Abendlandes“. Spengler schreibt: „Jede hohe Kultur ist eine Tragödie; die Geschichte des Menschen im Ganzen ist tragisch.“ Denn „Kulturen sind Organismen.“ Wie der Mensch erlebt auch eine Kultur Kindheit, Jugend, Mannestum und Greisenalter. Schicksal heißt diese „organische Logik des Daseins“. „Der „freie“ Wille ist eine innere Gewissheit. Aber was man auch wolle oder tue, was wirklich auf alle Entschlüsse erfolgt und aus ihnen folgt, jäh, überraschend, von niemand vorauszusehen, das dient einer tieferen Not-

wendigkeit und fügt sich für den verstehenden Blick, wenn er über das Bild des längst Vergangenen hinschweift, einer großen Ordnung ein.“ Du schaust auf. Deine Stirn wirft zweifelnde Falten. Misstrauen erfüllt Deinen Blick. Deine Augen greifen in Leere. Der freie Wille nur innere Gewissheit? – Die Welt der Tatsachen aber im unabhängigen Lauf? Leugnet der Mann das gestaltende Ich, das im Glauben alles zu erreichen froh und voller Hoffnung und Glauben ans Werk geht, Tatsachen zu schaffen? Unterwirft, wer eine Ordnung des Geschehens anzunehmen gedenkt, sich nicht selbst erst dieser Ordnung? Wird er nicht zu einem Streiter in Möglichkeiten auf der sonst vorgeschriebenen Strecke? Verebbt sein reiner Glaube nicht im Schlamm der Kompromisse? Und was nennt sich Ordnung? Ist es das Muster hinter dem Lauf der Dinge? – Die wiederkehrende Geschichte? – Die regelmäßige Verkettung von Tatsachen? – Welcher freie Wille aber fügt sich der Tatsache? Welcher freie Wille unterwirft sich, wenn er nieder-geschlagen wird? Rennt er nicht an? Springt er nicht auf, wenn die gepanzerte Faust ihn zu Boden schlägt? – Was will der Mann? – Dass der Mensch teilnahmslos, ein Fisch unter Fischen, im Strudel der Zeiten treibt? – Nachdenklich schüttelst Du den Kopf, schlägst die Seite um und fährst

fort zu lesen.

„Jede hohe Kultur ist eine Tragödie; die Geschichte des Menschen im Ganzen ist tragisch. Der Frevler und Sturz des faustischen Menschen aber ist größer als alles, was Äschylus und Shakespeare je geschaut haben“ – und er wird dem faustischen Menschen gerecht – denn seine Schicksalsidee, sein Glaube, sein Ziel, sein unbedingtes Streben in den „reine(n) gren-zenlose(n) Raum“ ist selbstverschwenderisch, selbstzerstörerisch – erfolgt unter totaler Selbstaufgabe. Es erwächst dem hinter düsteren Wolken verborgenen Walhalla und lebt im weiten Raum des gotischen Doms. „Hier wird die grenzenlose Einsamkeit als die Heimat der faustischen Seele empfunden (...); das Paradies der Kirchenväter ist ein Zaubergarten irgendwo im magischen Weltall. Walhall ist nirgends. Es erscheint, im Grenzenlosen verlor-en, mit seinen ungeselligen Göttern und Recken, als das ungeheure Symbol der Einsamkeit. Siegfried, Parzival, Tristan, (...), Faust, sind die einsamsten Helden aller Kulturen.“ Der faustische Mensch ist einsam. Die Unendlichkeit verfolgt ihn. Er trägt die gesamte Last sei-ner Verantwortung vor dem All, vor Gott. Nur das Schicksal, das Leben selbst erkennt er über sich an. Auf Donner und Blitz wartet er mit ausgestreckten, empfängli-

chen Armen, das Gottesurteil fordernd; denn nur dem Leben selbst ordnet er sich unter. Nur der Tod hindert seinen Lauf. Doch so lange er lebt, der Blitz ihn nicht zerschlägt, stößt er, der Einsame, in den unendlichen Raum vor. Er liebt die Weite und will sie ermessen, und liebt es, wenn sich hinter dem Horizont ein weiterer auftut; denn dann weiß er – ihm bleiben Aufgaben, kein Ende ist in Sicht. Er benötigt diesen unendlichen Raum, denn er ist das Ziel seiner Sehnsucht und insgeheim fürchtet er sich vor dem Augenblick, da der unentdeckte Raum seinem rasenden Gemüt nicht mehr Schritt zu halten vermag – Grenzen des Raumes auftauchen und die Welt kleiner und kleiner erscheint – denn es ist sein Ende – es ist das Ende seines kühnen Vorstoßens in das Unbekannte. Er braucht das Unbekannte, den unendlichen Raum, wie der Fisch das Wasser.

„Der faustische Erfinder und Entdecker ist etwas Einziges. (...) Unsere ganze Kultur hat eine Entdeckerseele. Entdecken, das was man nicht sieht, in die Lichtwelt des inneren Auges ziehen, um sich seiner zu bemächtigen, das war vom ersten Tage an ihre hartnäckigste Leidenschaft.“ Entdecken, Stück für Stück in die Unendlichkeit vorzudringen, sie zu bezwingen suchen, mit Begeisterung dieser Herausforderung nachzujagen, ist das letzte Ziel der „Wi-

kinger des Blutes“ und der „Wikinger des Geistes“. Die einen jagen auf ihren wilden Drachenschiffen in die Weiten Rußlands, ins Schwarze Meer, nach Island, Grönland und schon um 1000 nach Nordamerika. „Mit derselben Kühnheit und demselben Hunger nach geistiger Macht und Beute dringen nordische Mönche des 13. und 14. Jahrhunderts in die Welt technisch – physikalischer Probleme ein.“ „Man erblickt in Gott nicht mehr den Herrn, der von seinem Thron aus die Welt regiert, sondern eine unendliche, kaum noch persönlich gedachte Kraft, die überall in der Welt gegenwärtig ist. Es war ein seltsamer Gottesdienst, diese experimentelle Erforschung der geheimen Kräfte durch fromme Mönche“ – das Spannen der Natur auf die Folterbank; „(...) die gewaltsame Befragung der Natur mit Hebeln und Schrauben, (...)“. „Wer nicht selbst von diesem Willen zur Allmacht über die Natur besessen war, mußte das als teuflisch empfinden, (...)“.

Doch der faustische Mensch kennt keinen Teufel. Er kennt nur sich und seinen Willen alles zu bezwingen, auch die Natur, auch Gott – das Geheimnis selbst – und sich zum Opfer des eigenen Strebens und Sehens zu geben. Natürlich weiß er, dass das Erkennen der Endlichkeit in der Unendlichkeit sein Tod wäre – und doch treibt er ihm zu:

er fürchtet es – doch es lockt ihn gleichermaßen und sein Wille treibt ihn trotz der Angst. Was aber ist im Schiller-schen Sinne erhabener als der Kampf bis in den sicheren Tod? – Herablassend den felsigen Ab-grund mit den Augen zu streifen und mutig abzuspringen. Warum? „Ich will es, weil ich es muss!“, ruft der freie Mensch. Er mag zu Grunde gehen; doch das Menschentum siegt und strahlt kräftiger denn je.

Du klappst das dicke Buch zu. Düsterteit erfüllt Dich. Schwere Wolken umnebeln Dein Herz. Du blickst in den Abgrund, in dem sich die Schiene verliert. Dampfschwaden steigen auf. Die Eisenbahn fährt wie eh und je. Im Eilflug zieht die Geschichte an Dir vorüber. Schwertgeklirr und stampfende Rösser umtönen Dich. Schlachtrufe schallen. Hörner gellen. Schüsse krachen. Kugeln schlagen in dumpfe Erde. Menschen kommen, Menschen gehen. Schemenhaft fließt ein Bild in das nächste über. Du vermagst sie nicht mehr zu trennen. Du blickst auf Deine Reisebegleiter. Sie blicken nicht nach vorn. Ihre Köpfe sind nach oben gereckt. Du folgst der Bahn ihres Auges in den Himmel. Die Sonne scheint, das Paradies winkt. Rot schimmern die Wangen und goldig lacht jeder Mund. Doch das ist nicht vorn! Du reißt Dich los. Das Stampfen der rollenden Ma-

schine umgibt Dich. Schwarzer Qualm zieht am Fenster vorüber. Dort ist vorn! – Schwärze. Abgrund. Trauer und Wehmut jagen Dir Schauer über das Herz. Du denkst an das Licht, das Paradies! – Doch Du willst Wahrhaftigkeit – und trotzdem aufrecht stehen. „Trotzdem“, hallt es in Deinem Kopfe wider. Trotz-dem. Was ruft der große Held anderes? Was sonst thront in groben Fels gehauen über den Gräbern Hurins und Turins? In der Morgenröte eines kommenden goldenen Zeitalters zu kämpfen ist leicht – die ersten Sonnenstrahlen künden Dir den Sieg. Dem Traum der Mittagssonne aber den Rücken zu kehren, der Abendsonne nachzujagen und jeden einzelnen Strahl des vergehenden Lichtes zu schlürfen, allein feurig brennen in der einbrechenden Dämmerung ist groß und heldisch. Leben ist Kommen und Vergehen. So mancher wagt den Kampf mit dem Sieg vor Augen. Sein lockendes Antlitz zieht auch den Schwachen zu den Fahnen. Sinn erfüllt jeden Schlag. Jeder schiebt gerne den rollenden Wagen, hängt sich an ihn. „Für die neue Welt!“, schreien alle und recken die Hände gen Himmel. Doch die Geschichte ist sinnlos. Sie schreitet keinem Ziel zu. Sie kann Dir keinen Sinn schenken – Du musst ihn Dir nehmen! Selber Sinn sein! Kämpfen als Erlebnis, das zweckfern unabhängig von Sieg oder Niederlage selber Sinn wird! Ja, keines Siegs be-

darf! – Ist es das, was dieser eiserne Mann vom Menschen fordert? Kampf – ohne Glauben an den Sieg? – Du sinnst weiter. Ist aber nicht jeder Kampf ohne Sieg auch ein Kampf bis in den Tod? – Ein Kampf ohne Ende? – Und gleicht er damit nicht jedem menschlichen Leben? Kämpft nicht der lebende Mensch trotz seines Wissens um den unumgehbaren Tod? Ewigkeit! – Eine leere Ausflucht. Hülle. Schein. Nichts besteht, alles wankt und weicht – einzelne Menschen, Reiche, Völker. Es gibt keinen Sieg in Ewigkeit. Und trotzdem. „Trotzdem!“, heißt die eiserne Wand, die Dein Herz zu umschließen beginnt. – Elb und Hobbit kämpfen nur, wenn sie gezwungen werden, ansonsten leben sie. Der Mensch lebt nur, wo er kämpft, wo er seinen Willen dem Schicksal, der „organischen Logik des Daseins“, aufzuzwingen sucht. Er ist der Anrennende, der unbedingt Wollende, der, dessen Wille von einer Seele getrieben wird, die durch ihn zur Entfaltung in der Welt der Erscheinung drängt. Der Mensch steht im stetigen Kampf mit dem Schicksal – er versucht es stets mit beiden Händen festzuhalten, zu ziehen oder zu stoßen. Doch das Schicksal ist schlüpfrißig wie ein kleiner zappelnder Fisch und schwerer als ein Einzelner zu bewegen im Stande ist, denn die gesamte träge Masse Menschheit lastet auf ihm.

Aus dem Gewirr der Zeiten drängt sich Dir ein Menschenbild auf. Wie der Nordstern am Himmel, steht es erhaben still, während die Welt sich dreht. Blätter treiben im Wind, doch der tiefwurzelnde Baum trotzt den Stürmen, die ihn schicksalhaft umwehen. Keine Böe entreißt ihm den Boden und jagt ihn in die haltlosen Lüfte; und wenn Blitz und Donner kra-chen und das ächzende Holz sich in der reißenden Kraft nicht mehr zu halten vermag, dann bricht es. Der Mensch ist ein Baum. Das Schicksal der Sturm. Menschliches Leben ist Kampf; zunächst um das Überleben, später um die Form. Der Bauer sucht bei Wind und Wetter und gleißender Sonne dem Boden die Ernte abzutrotzen; der Handwerker die wilden Elemente der Erde zu zähmen und in Form zu zwingen. Der Bauer ringt mit Mutter Erde, der Schmied mit dem Eisen, der Steinmetz mit dem Stein, Zimmermann und Tischler mit dem Holz. Der Maler sucht mit dem Pinsel der Farben Herr zu werden, der Dichter Gefühle in Worte zu kleiden, der Musiker totem Stoff lebende Töne abzugewinnen. Jeder trägt ein Bild im Kopf. Jeder versucht den Unterschied zwischen Vorstellung und Nachbildung möglichst gering zu halten. Aus jedem drängt etwas heraus, das Gestalt werden will. Jeder lebt im Er-lebnis des lebendigen Werks. – Menschliches Leben ist Kampf; so hat es Dich die Geschich-te

gelehrt.

Langsam stehst Du auf, nimmst das dicke Buch und stellst es zurück an seinen Platz im Bücherregal. Du nimmst kein Neues. Du trittst an das Fenster. Bäume und Gräser glänzen in frischem Grün. Es muss geregnet haben. Blumen blühen. Die Vögel zwitschern. Du stößt das Fenster auf und atmest die Frühlingsluft ein, die Dir entgegenströmt. Du schließt die Augen. Abgrund und Tod?! Vergeblich durchstreifst Du Deinen Kopf nach dem Dunkel. Wo sind sie? Was sind sie – für den, der fühlt? – Der jeden Augenblick Sinn erlebt? – Der sich dem eigenen überströmenden Herzen in Selbstverschwendung schenkt? Der in jedem Augenblick sich selbst genug ist? Der nicht fragt nach dem Morgen, nach wieso und warum, der tut, was er tun muss? – Deine Augen fahren blitzschnell auf. Sie glitzern in der Sonne. Das ist Leben, spricht Dein Herz. Das ist Freiheit, ruft Dein Geist. „Das ist herrlich!“, rufst Du und weißt, dass Dich Hoffnung erfüllt.

Ein Blick still feierlich mich grüßet

Von Dämmerlicht umhüllt stehst du,

Ein Blick wie klares Wasser fließet

Dem fernsten Ziel unnahbar zu.

Wie seichte Wellen weiter See

Der Abendsonn entgegenziehn

Wie Mond und Stern aus tiefen Quelln

Dem Suchenden Verheißung glühn.

Wie milde Sommerwinde tragen

Sehnsüchtgen Nachtigallensang

Im Schmerz der Einsamkeit erhaben

Durch Flur und Wald die Straß entlang.

Wie tiefe Wasser zaubrisch spiegelnd

Der Erde Freuden widermaln

Geheimnisvoll im Innern hütend

Der Tiefen Höhn, der Höhen Strahl.

Wie Brunnen sagumwoben ragen  
In Höhlen tief aus alter Zeit  
Wo Weltensäuln Gewölbe tragen  
Vergessner Schätze Aufenthalt.

Ein flüchtig Blick, die Welt versinkt  
Im uferlosen Meer ohn Zeit  
Die Seele Heimat, Liebe trinkt  
Ein Augenblick in Ewigkeit.

